

# Die Neue Welt

Nr. 52

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Kees Doorik.

Roman von Georges Eckhoud.

(Schluß.)

Kees hielt sich den Kopf mit beiden Händen, wie wenn Alles in seinem Gehirn zusammenbrechen wollte.

„Was sagst Du, Sirgen? Wiederhole es, ich will es noch einmal hören. Ich hab' Dich nicht verstanden.“

„Hast Du gesehen, armer Junge, wie sie mir vor dem Lauge in's Ohr flüsterte? Was sie mir da sagte, das war nichts von Dir. Es ist ganz einfach, ich werde bald Papa sein.“

„Du, Sirgen, sag das nicht. Das ist

Er stieß einen Fluch aus, als er den Boden berührte, aber er konnte ihn nicht vollenden. Kees hatte seinen Zweck erreicht, wenigstens die Verzweiflung dem Gänseritter neuen Leben verlieh. Sirgen, obgleich niedergedrückt, wehrte sich doch noch und suchte dem „signor“ die Klugen auszutragen, ihn zu beißen, an den Haaren zu fassen oder ihn mit dem Knie zwischen die Beine zu kommen und ihm den Unterleib zu zerdrücken. Aber Alles war umsonst. Kees hielt gut Stand und ließ ihn nicht an sich kommen. Sie wälzten sich mehrmals der

Stittel ebenso von Blut durchtränkt war wie der des Reichmanns, zog er ihn aus und warf ihn über das bleiche Gesicht, dessen Augen ihn in der Dunkelheit noch hätten anstarren können.

Die elende Hülle ließ er da liegen — ihn ein Schrecken, und er lief ohne sich umzudrehen bis

Der Epiz ...

Er ...

101

1067, Brest um 954, Bimoges um 7130, Boulogne-sur-Seine, die Stätte der Pariser Wäsche-reien, um 7080, Nantes um 6584, Loulon um 6511, Nancy um 6315, Nimes um 6045, Saint Denis, ein Vorort von Paris, um 5491, Rennes, der Schauplatz des letzten Dreifusprozesses, um 5241. Im Ganzen hat die Bevölkerung von 28 Departements zugenommen, diejenige von 59 aber abgenommen. Das sind Zahlen, deren Bedeutung auch dem Nicht-Statistiker einleuchten muß. Einige andere werden die Wichtigkeit des Bevölkerungsproblems für Frankreich noch deutlicher machen. In den Jahren 1861—1870 hatte unser Nachbarland (ohne Elfaß-Lothringen) eine durchschnittliche Geburten-Jahresrate von 950 000 aufzuweisen; heute werden auf demselben Gebiete durchschnittlich nur noch 850 000 Menschen jährlich geboren, was einen jährlichen Ausfall von 100 000 ergibt. Frankreich verliert also jetzt jedes Jahr eine Großstadt im Vergleich zu der Zeit vor 40 Jahren; in fünf Jahren blüht es regelmäßig ein zweites Lyon, in zwanzig Jahren ein neues Paris ein. In Deutschland stehen die Dinge anders, oder, wie wir vorsichtig sagen wollen: jetzt noch anders, denn während wir in den Jahren 1861—1870 eine jährliche Geburtenziffer von 1 470 000 zu verzeichnen hatten, beträgt sie heute nicht weniger als 1 870 000, ist also um 400 000 pro Jahr gestiegen.

Wenn wir eben die Behauptung, Frankreich blühe jedes Jahr eine Großstadt ein, lediglich mit einem Hinweis auf das Sinken seiner Geburtenrate begründeten, so ist das wissenschaftlich nicht ganz korrekt, weil der Bevölkerungsstand eines Landes ja nicht allein durch die Geburtenverhältnisse, sondern auch durch die Sterblichkeitsverhältnisse bedingt wird. Ein Land mit geringer Geburtenfrequenz kann immer noch rascher an Bevölkerung zunehmen, als eines mit hoher Geburtenfrequenz, wenn nämlich seine Sterblichkeitsverhältnisse um soviel mehr günstiger sind als die des anderen. Ein Beispiel:  $100 + 8 - 6$  ergibt einen Stand von 102;  $100 + 10 - 9$

machen, dann müssen wir die gleichen Daten aus der Entwicklung der anderen Völker zum Vergleiche heranziehen. Und da ergibt sich denn ein bemerkenswertes Resultat: wenn in Frankreich heute pro Jahr 35 Kinder weniger auf 10 000 Seelen geboren werden als vor einem Vierteljahrhundert, so hat sich in diesem Zeitraum die Ziffer in Deutschland (ebenfalls pro Jahr auf 10 000 der Bevölkerung) um 40, in Großbritannien um 52, in England selbst (außer Schottland und Irland) um 61 vermindert! Ein Mitglied der königlichen statistischen Gesellschaft von England (Royal Statistical Society) hat über dieses Sinken der englischen Geburtenrate unlängst eine sehr interessante Studie veröffentlicht, die der allgemeinen Beachtung werth ist. Ich hege sogar die Hoffnung, daß der geduldige Leser, der in diesem Aufsatze schon so manche Zahl über sich ergehen lassen mußte, folgender kleinen Tabelle, um ihrer Wichtigkeit willen, seine Aufmerksamkeit schenken wird; ich verspreche auch, „es nicht wieder zu thun“. In der Periode von 1881 bis 1890 wurden auf 10 000 der Bevölkerung geboren:

	1881	1885—86	1890
In Frankreich .....	249	240	218
„ Deutschland .....	370	370	357
„ Oesterreich .....	377	377	367
„ Italien .....	370	377	359
„ Großbritannien .....	325	315	293

Wenn wir eine einzige Ziffer, die der aufmerksame Leser schon selbst herausgefunden haben wird (den unachtsamen will ich auf die Reihe für Italien ausdrücklich hinweisen), ausnehmen, so ergibt sich aus dieser Tabelle ein dauerndes und auf die wichtigsten Kulturländer gleichermaßen zutreffendes Sinken der Geburtenrate. Nicht in Frankreich allein nehmen die Geburten ab, sondern bei allen Kulturvölkern. Kulturvölkern? Liegt da etwa der Schlüssel eines Geheimnisses? Wir greifen wieder zum Vergleiche. Stellen wir einmal das westliche Europa, dessen Kulturüberlegenheit wir als gegeben

an die Geburtenfrequenz. So sehen wir schon einen indirekten Einfluß der Kornpreise auf die Volksvermehrung gegeben. Ja, man hat versucht, einen direkten Einfluß der Kornpreise auf die Fruchtbarkeit des Volkes nachzuweisen, indem man die ehelichen Geburten mit den unehelichen verglich und sie zugleich mit der Höhe des Brotpreises in Beziehung setzte; dabei sind sehr bemerkenswerte Resultate aufgedeckt worden, die näher zu betrachten hier aber zu weit führen würde. Uns genügt das Ergebnis, daß in der That die Geburtenrate von bestimmten äußeren Umständen abhängig ist. Als Kultur bezeichnen wir nun die Summe der äußerlichen und innerlichen Lebensumstände, in denen sich ein Volk befindet; wenn aber der Satz eine Bedeutung haben soll, so müssen wir das entscheidende Merkmal dieser Lebensumstände für die jeweilige Zeit und den Ort mit anführen. Nun ist das entscheidende Merkmal für die Kultur des westlichen Europas, Nordamerikas und Australiens, daß sie auf der Grundlage des kapitalistischen Wirtschaftssystems aufgebaut ist. Da nun in allen diesen Ländern die Geburtenrate stetig sinkt — wir haben das ja oben gezeigt —, so können wir die Feststellung wagen, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem und die auf ihm aufgebaute Kultur dem Gedeihen der Völker abträglich ist. Denn die ganze geschichtliche Erfahrung beweist die Richtigkeit der dabei von uns stillschweigend gemachten Voraussetzung, daß dasjenige Volk am besten gedeiht, welches bei geringer Sterblichkeit die größte Zahl lebensfähiger Kinder erzeugt.

Karl Marx hat uns schon gelehrt, daß jede Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung ihr eigenes Bevölkerungsgesetz habe; dasjenige der kapitalistischen Epoche scheint demnach in einer stetigen relativen Abnahme der Geburten zu liegen. Einige Einwendungen, die man gegen die aus dem allgemeinen Satze von Marx zu ziehenden Schlüsse machen könnte, müssen wir noch beachten. Haben wir es denn wirklich bei der Abnahme der Geburtenfrequenz in den kapitalistischen Ländern mit den Wirkungen



und von blutigen Schrammen durchzogenem Gesichte. Mit gekreuzigten Armen stand er da und blickte sie an. Es war für ihn ein Genuß, sie so bestürzt zu sehen.

Sie werden Den aus dem Holzer nicht mehr wiedersehen, war das Einzige, was er zu ihr sagte.

Sie hielt die Hand ans Herz und verhüllte sich das Gesicht mit ihrer blauen Schürze. Sie war der Ohnmacht nahe bei dem Gehäusen an die schreckliche That, die sie jetzt ahnte, aber sie wagte es nicht, ein Wort zu dem Mörder zu sagen.

Inzwischen erhob sich ein verworrener Lärm von Stämmen in der Scene. In allen Ecken des Dorfes wurde es lebendig. Von Thüre zu Thüre flog die Nachricht, und Alle machten sich auf die Beine. Jannete, der nach Stadbroet geschickt worden war, kam in einem Athem zurückgelaufen, um der Wittwe Cramp das Geschehene zuerst erzählen zu können.

Sobald man seine Stimme nur vernehmen konnte, schrie er, schon fast außer Athem:

Lante, Lante, man hat unseren Jürgen kaput gemacht. Er lag bei der Silberhüte, auf dem Felde von Rob Maes.

Er lief ins Haus, nach Annemie suchend, während er noch immer fortfuhr zu plärrern:

Die Leute glauben, daß es Rees gewesen ist. Der Bagabund hat heute Nacht nicht beim Bürgermeister geschlafen. Er ist um drei Uhr mit unserem Jürgen aus der Straße fortgegangen. Mit Draß hat sie gerufen, und er ist ihnen nachgegangen, aber sie waren nicht zu finden.

Er lief in den Stall hinein, aber als er Rees blieb er plötzlich stehen, heils vor Schrecken.

Da er seinen Augen fast nicht traute.

Mit Da, Angeleser? Ja, ich

gefäßt, er ging

Hande

verfüllte sich noch immer das Gesicht und brachte nichts hervor, als das Wort:

Gott! Gott! Gott!

Der henschlerische Wannes Aubries wagte zwar nicht zu lachen, aber er hätte es ebenso gern gethan wie sein ältester Dube. Er nahm wieder sein Todtengrübergericht an, blieb neben seiner Schwester stehen, um sie trösten — aber diese schien nicht darauf zu hören.

In den umherstehenden Gruppen erzählte Heim Blugel, wie man den Körper des armen Jürgen, des Gintagskoms der Gänseritter, aufgehoben hatte, wie er da gelegen, mit einem Bein über dem anderen, welche Farbe sein Gesicht hatte, wie viel Böcker man an ihm zählte, und aufgeregt durch diese Einzelheiten, heulten die Dorfbewohner:

Nieder mit ihm! Nieder mit dem Mörder!

Die Truppe des kleinen Roktaulens war schon vollzählig herbeigekommen und zeichnete sich durch ihr wildes Geschrei aus.

Bringt ein Seil! schrie Ghel Dhaenens.

Dieser Rothkopf, der Sohn des Kupferschlägers, war ebenfalls Mitglied der Amicitia und war freis der Nachbar Rees' an den Probeabenden gewesen. Das pansbändige, jetzt langgezogene Gesicht seines Kameraden rief in dem kranken Gehirn des Missethäters wieder die friedlichen Bilder aus den früheren Uebungen der Amicitia wach.

Aber die Rufe: Nieder mit dem Mörder! wurden immer lauter und rissen den Krauskopf schon gleich wieder aus seinen Betrachtungen.

Hört, Freunde, sagte er, der Kampf war redlich. Ich schwöre es. Er selbst würde es auch sagen. Jürgen war es, der sein Messer gegen mich zog. Ich habe mich nur verteidigt.

Das muß Du den Herren von Antwerpen erzählen, mein Junge! bemerkte Wannes Aubries ganz ernst, mit einem heimlichlichen Lächeln, während sein fahles Gesicht einen drohenden Ausdruck annahm.

Man konnte noch nicht nach dem Gemeindegänge

sagen. Die mitleidigen Seelen freuten sich heimlich darüber und waren gespannt, welchen Ausgang diese interessante Begegnung nehmen würde.

Der Pfarrer, der eben erst den Ermordeten im Pöbelenhause auf dem Strohdof gesehen hatte, näherte sich seinem elenden Schützling.

Unglückliches Kind! sagte er, Gott habe Mitleid mit Dir!

Seine erste Stimme blieb zärtlich und gefühlvoll wie früher. Der Missethäter fand wieder Erbanen und lenkte den Kopf. Der Pfarrer aber — und das würde ihm später noch lange vorgeworfen — streckte die Hände über ihn aus, wie wenn er ihn freisprechen wollte.

Dann wandte sich sein heller blauer Blick, der gewohnt war, in die Gewissen hineinzubringen, nach der Frau, die hinter dem Mörder zusammengebrochen dafuß, und er errieth, wer wohl am meisten für diese enselgliche That verantwortlich sein mochte.

Auf den Rath des Pfarrers entschloß man sich, den Gefangenen anderswohin zu führen. Endlich kamen zwei Gendarmen in aller Eile von der Grenze an. Beide trugen die Flinte quer über der Schulter, während ihre Mütze mit der weißen Duaste ihnen über's Ohr hing.

Sie näherten Rees beim Arme.

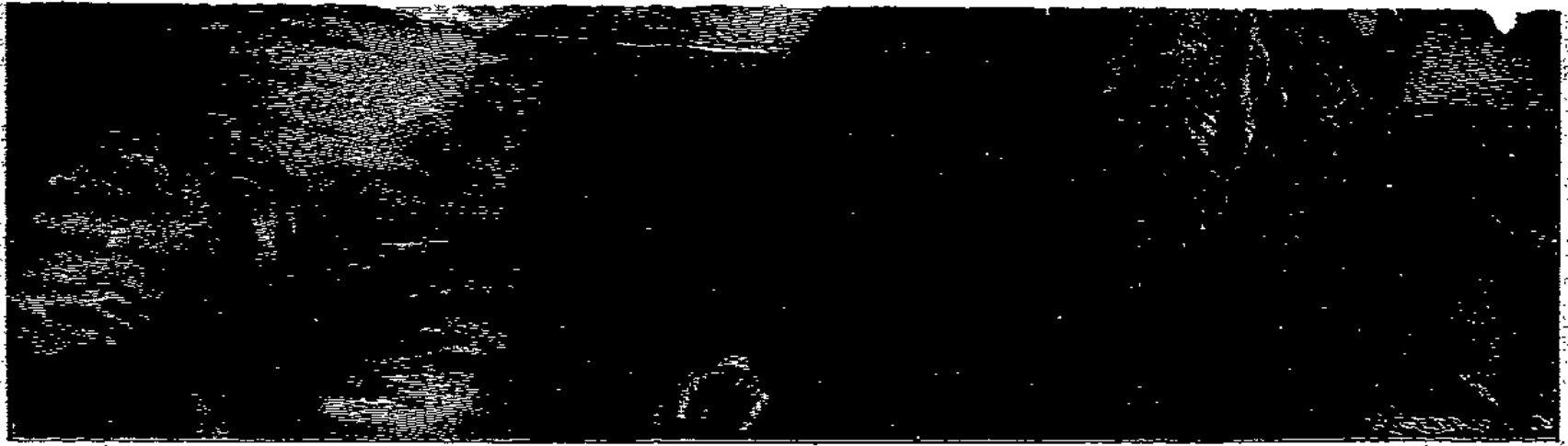
Darf ich bitten, Kamerad? sagte der Eine, ein spöttischer Ballone, indem er die Handgefesse aus der Tasche zog.

Beim Berühren dieser Uniform zitterte der Knecht, und er verstand, was ihm jetzt geschehen würde. Er ließ sich die Hände binden.

Vorwärts! befahl der Unteroffizier, indem er ihn ein wenig mit dem Kolben zwischen die Schultern stieß.

Rees ging fast entschlossen vorwärts. Es entstand ein Gedränge unter den Leuten. Die Gendarmen hielten die Vorwärtigen zurück. Hinter dem ehemaligen Knechte des Weiskhofes, gingen der Pfarrer, der Bürgermeister, der Schöffe und der Feldhüter. Alle sie durch dem Schuppen, kamen

daß sie sich nicht als darstellbar wäre, etwa so, daß die am meisten unter der kapitalistischen Wirtschaft Leidenden am wenigsten fruchtbar wären und umgekehrt. So ist es wieder nicht; Frankreichs Bevölkerungsdichten überlegen



Die Seeschlange. Nach dem Gemälde von K. Behm.

einen solchen Gedanken schlagend, denn dort sorgt gerade das Industrie-Proletariat dafür, daß die Bevölkerung wenigstens passiv bleibt, während, wie wir schon bemerkten, die ländlichen Districte alljährlich mit einem großen Verlust abschließen. Das Industrie-Proletariat ist so in mehr als einer Beziehung die Hoffnung der Zukunft. Es erstrebt die Abschaffung der kapitalistischen Wirtschaftsweise und wird mit ihr auch ihr Bevölkerungsgesetz zu Fall bringen; seine heutige relativ sehr hohe Fruchtbarkeit giebt ihm aber auch zugleich die absolute Sicherheit, daß es seine Bestrebungen freigeich durchsetzen kann. Das Finis Galliae, die Zukunft des Reichthums des französischen Volkes ist für weitergehende Menschen abgesehen; über die verschiedenen kleinen Mittelstufen, mit denen französische Patrioten ihre lieben Landstände zu einer weiteren Beschäftigung des Klapperstoches anzureizen suchen, können wir uns lassen. Aber wirklich wichtig ist die Abschaffung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, unter dessen Herrschaft die Völker verkommen. Wir müssen die Rechte der Ungeborenen wahren. Denn die Ungeborenen sind unsere Zukunft. Und der Mensch soll an seine Zukunft denken.

sind — am königlichen Hofe entstanden, zum Theil sogar von Mitgliedern der königlichen Familie geschaffen. Diese Chansons haben das alte Regiment wader mit untergraben und beseitigen helfen.

Auch die folgenden Ereignisse der französischen Geschichte hat das Chanson treulich begleitet. Republik und Kaiserreich hatten ihre Chansonniers. Einer der glänzendsten Vertreter der Gattung war bekanntlich Pierre Jean Béranger (1780—1857), von dem man gesagt hat, daß er die Bourbonen endgültig aus Frankreich hinausgeschungen hat.

Béranger hat in seiner Selbstbiographie ansehnlich geschilbert, wie es in der geselligen Dichtervereinigung des „Caveau“ und des „Couvent des Sans-Soucis“, dem Orden der sorglosen Brüder, zugeht, welche der Stilege des Chansons oblagen. Gustav Nadaud,\* der Herausgeber einer Sammlung von G'stens Pottier's, erzählt uns, wie ihm und wo er zuerst Pottier begegnete.

„Es war,“ so berichtet er, „glanz' ich, 1848

\* Geboren am 20. Februar 1820 zu Roubaix, war als Kaufmann anfangs im väterlichen Geschäft, dann in Paris thätig. Er dichtete vorzugsweise für das Quartier latin, die Pariser Studenten, komponirte daneben auch seine eigenen Lieder und kleinen Operetten. Er starb am 23. April 1893 zu Paris.

müchtige Talent dieses Mannes. Ich näherte mich Pierre Dupont und fragte ihn um seine Meinung. Seine Antwort lautete wörtlich: Da ist Einer, der uns alle Beide aussticht!

Fünfunddreißig Jahre später veranstaltete die Lice chansonniers (Neubahn der Chansons, eine Liederdichter- und Sängergesellschaft) einen Wettbewerb. 300 Bewerber um die ausgeschriebenen Preise fanden sich. Ich war damals nicht in Paris. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß einer unserer Freunde den zweiten Preis erhalten hatte.

Und den ersten? fragte ich.

Ein Unbekannter.

Aber wie heißt der Unbekannte?

Pottier! hieß es.

Nun begehrte Nadaud den Mann zu sehen, nach dem er fünfundsiebzig Jahre lang wiederholt vergebens geforscht hatte.

„Das ist sehr einfach,“ sagte ihm Chebraug (der derzeitige Vorstand der Lice chansonniers), „wir laden ihn zum nächsten Banket unserer Gesellschaft ein.“

\* Geboren 1821 zu Lyon, besuchte das Seminar von Vergennes, kam 1839 nach Paris, debutirte als Dichter legitimitätlicher Chansons, erregte die Aufmerksamkeit der Academie française, die ihn zu ihrem Mitarbeiter am Wörterbuch machte (1842—47). Weiterhin ward D. der Sänger des Landlebens und Bauerstandes, später neigte er sich dem Sozialismus zu, wofür er nach dem Staatsstreich auf sieben Jahre nach Lambessa in Algier verbannt wurde. Später begnadigt, kehrte er nach Frankreich zurück und starb 1870 zu St. Etienne.



# Finis Galliae?

Von B. Ad. Eckardt.

Seit langer Zeit bildet das Bevölkerungsproblem Frankreichs den Gegenstand von allerhand Erörterungen nicht nur in jenem Lande selbst, sondern in der ganzen Welt. Nationalökonomien und Politiker betrachten es mit begreiflichem Interesse, Sittlichkeitsapostel aller Art wollen aus den trockenen Zahlen der Geburtsregister weitgehende Schlüsse auf den Verfall der Moralität in unserem Nachbarstaate ziehen und bersehlen niemals, in harschlichem Stolz ihre Ausführungen mit dem kräftigen Hinweis zu schließen, wir Deutschen seien doch bessere Menschen.

In der That bieten die Ergebnisse der französischen Bevölkerungsstatistik Stoff zu sehr interessanten Untersuchungen. Machen wir uns zunächst einmal mit dem neuesten Zahlenmaterial vertraut. Die französische Bevölkerung wurde am 24. März dieses Jahres zum letzten Male gezählt und das Generalresultat ist bereits im Ministerium des Innern zu einer vorläufigen Uebersicht zusammengestellt worden. Danach betrug an jenem Tage die Gesamtbevölkerung Frankreichs (mit Algerien, aber ohne die anderen Kolonien) 38 641 335 Köpfe, das sind 412 364 mehr als bei der vorausgehenden Zählung am 29. März 1896. Damals war eine Zunahme von nur 138 819 Seelen seit 1891 festgestellt worden. Ist diesmal für den fünfjährigen Zeitraum eine um das dreifache stärkere Zunahme zu konstatieren gewesen, so ist andererseits die schon früher von dem deutschen Gelehrten Goldstein nachdrücklich betonte Verschiedenheit der Vermehrung in den verschiedenen französischen Landestheilen noch deutlicher zu Tage getreten: die größte Zunahme haben die städtischen und industriellen Gegenden zu verzeichnen, während die ländlichen Distrikte wieder fast ohne Ausnahme stationär geblieben oder zurückgegangen sind. Seit 1896 haben zugenommen: Paris um 148 604, Marseille um 47 428, Nizza um 18 853, Havre um

ergibt einen Stand von 101: im ersten Fall nimmt die Bevölkerung trotz geringerer natürlicher Vermehrung effektiv doch rascher zu, als im zweiten, weil die Abgänge unerbildlich geringer sind. Befindet sich nun etwa Frankreich in dieser glücklichen Lage? Seine Sterblichkeitsrate betrug im Jahre 1801-27,8 auf das Tausend der Bevölkerung, in den Jahren 1881-1890 war sie auf 22 gesunken, damit stand Frankreich günstiger als das übrige Westeuropa, in dem sie durchschnittlich 23,5 betrug. Für die einzelnen Länder ergeben sich folgende Ziffern: Spanien 32, Italien 27, Oesterreich-Ungarn 30,5, Deutschland 26,2, Großbritannien 19, Schweden und Norwegen 17. Die Sterblichkeitsverhältnisse Frankreichs sind also sehr günstig, und ein genauer Kenner seiner Bevölkerungsstatistik, Dr. Jaques Berillon, meint, die Ziffer könne nicht mehr merklich sinken.

So wird denn auch die drohende Entvölkerung Frankreichs nicht durch eine zu große Sterblichkeit oder eine übermäßige Abwanderung, sondern durch zu langsame Volksvermehrung verursacht. Früher litt Frankreich keineswegs darunter; am Ausgang des 18. Jahrhunderts, dicht vor dem Ausbruche seiner glorreichen Revolution, wurden auf tausend seiner damaligen Bevölkerung durchschnittlich 38 geboren; aber diese Zahl nahm stetig ab: 1810 waren es nur noch 32,5, 1820 31,6, 1840 28,9, 1861 bis 68 26,4, 1869-80 24,5, 1881-90 23,9, 1894-98 22,3. Damit ist seine Geburtsrate um mehr als 40 Prozent niedriger geworden als die Oesterreichs, um mehr als 28 Prozent, also um ein Viertel bis ein Drittel geringer, als die Deutschlands.

Alle statistischen Zahlen haben nur Werth und geben nur dann Aufschluß über die wirklichen Verhältnisse, wenn wir sie zu Vergleichen benutzen. Einzelne genommen bedeuten sie nichts, sind vielmehr nur das bequeme Hilfsmittel, mit dem man „Alles beweisen“ kann. Wollen wir uns deshalb die Wichtigkeit des beständigen Sinkens der französischen Geburtsrate seit länger als einem Jahrhundert?

betrachten, ohne uns zunächst auf eine Definition des Begriffes der Kultur einzulassen, dem östlichen gegenüber. Da sehen wir, daß Westeuropa, nämlich alle europäischen Länder mit Ausnahme von Rußland, Ungarn, Galizien und den Balkanstaaten, heute eine Geburtsrate von durchschnittlich 31,3 auf's Tausend hat (gegen 34,3 im 18. Jahrhundert), während sie sich in Osteuropa dauernd auf 45 bis 47 pro Mille gehalten hat. Daß diese Verschiedenheit irgendwie mit der „Kultur“ im geheimnißvollen Zusammenhange stehen mag, scheinen andere Zahlen zu bekräftigen: Jenseits des großen Wassers giebt es zwei Gemeinwesen, die etwa auf derselben Stufe wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung mit dem westlichen Europa stehen, es in Einzelheiten sogar schon überholt haben, das sind Nordamerika und Australien. Und auch dort konstatirt man ein Sinken der Geburtsrate!

Wir nannten vorhin den Zusammenhang zwischen der Volksvermehrung und dem Kulturstande „geheimnißvoll“. Und wer wollte leugnen, daß wir hier vor manchem Geheimniß stehen? Von der poetischen Seite der Sache wollen wir dabei ganz absehen; die zarten Beziehungen vom Mann zum Weibe, denen die neuen Menschentinder ihre Existenz verdanken, das ganze große Kapitel der Liebe wollen wir den Dichtern überlassen und denen, die es angeht; der Statistiker weiß damit doch nichts anzufangen. Und doch spielt da so Manches hinein, was auch ihn wieder angeht und was seinen kühnen Berechnungen zugänglich ist. So weiß er z. B. aus seinen Tabellen einen lehrreichen Zusammenhang zwischen den Kornpreisen und den Ziffern der Eheschließungen aufzudecken; ist das Brot theuer, dann werden weniger Ehen geschlossen, ist es billig, dann finden die Pärchen den Weg zum Standesamt. Das gleiche gilt von den mit der zwingenden Konkurrenz empfohlenen Restaurants.

**Boja-Bordeaux**  
flaschenreifer rother Tafelwein übertrifft

wahr, das ist nicht möglich.“

„Gewiß ist es wahr, nur zu wahr. Höre nur: Vor fünf Monaten auf der Pflücker Kirmeß hattest du mich verloren, Annemie und mich. Da ich allein bei dir war — und wer weiß, was für ein Teufel mich auch noch dazu antrieb — habe ich mich nicht begnügt, dir in's Gesicht zu schauen. . . So stehen die Sachen.“

Der unbarmherzige Geck lachte bei diesen Worten laut auf, und dann fuhr er wieder fort:

„Warte nur noch vier Monat, und Du wirst schon sehen. . . Ja, es ist richtig. . . Vom Oktober an. . . Vier und fünf ist neun, oder der Lehrer von Weixendrecht hat mich belogen. . . Zähl's nur an Deinen Fingern nach.“

Für Rees konnte nun kein Zweifel mehr übrig bleiben.

„Ah, die Glende! Ah, die Hindin!“ schrie er wüthend. „Es ist also wahr, daß sie ihn gern hatte! . . . Dann komm her, Du sollst nicht von hier fortgehen!“

Während er das sagte, trat er einige Schritte zurück und nahm einen Anlauf, um über den Anderen herzufallen. Jürgen aber, der schon etwas nüchtern geworden war, hatte noch Zeit gefunden, sich bereit zu halten, und mit der Faust verjagte er ihn einen Schlag zwischen die Augen. Rees verspürte sofort nichts davon, obgleich die Faust des Gegners ihm ein Stück Haut von der Stirne gerissen hatte. Er nahm einen zweiten Anlauf. Da er gewandt und stark war, hätte er seinen Gegner zu Boden geworfen, wenn er ihn nur an Leiste zu fassen bekommen hätte.

Jürgen war jedoch gewohnt, mit der Faust zu kämpfen, und er verließ sich darauf, um den Wüthenden abzuhalten. Er wies in der That zwei oder drei Angriffe Rees' mit all' seinen Kräften zurück. Aber die Aufmerksamkeit Jürgen's ließ bald nach; die Finten des schlauen Knechtes, der ihn von allen Seiten angreifen suchte, brachten ihn aus der Fassung, und in einem Nu fühlte er sich ganz umarmt, aufgehoben und auf den Rücken geworfen.

„Warte, jetzt bekommst Du Dein Theil,“ sagte der Sieger. „Das Spiel mit der Spindel ist zu Ende. Jetzt kannst Du zusehen, wie Du spielen wirst, mein König, mit einer Frau oder mit sonst was. . . Wir kommen aus der Mördergrube, hu! hu!“

Jürgen sah wohl ein, daß er verloren war. Er konnte noch in seine Hosentasche fahren und sein Messer, das er immer bei sich trug, herausziehen. Rees hatte das bemerkt, und er ließ es ihn absichtlich herausholen, entriß es ihm aber, noch ehe Jürgen sich dessen versehen hatte.

Nun war's vorbei.

Er stieß ihm das Messer in den Leib, zog es zurück und stieß es nochmals hinein. Er hatte zuvor die Kleider des Unglücklichen unter dem Gürtel entfernt, damit die Klinge durch nichts aufgehalten sein sollte. Beim ersten Stoß, den er in die Lenden erhielt, schrie der Unglückliche:

„O Rees! Thu' das nicht! Hab' Mitleid! O weh, Rees, Rees! . . .“

Rees hörte ihn nicht mehr. Er saß rittlings auf ihm und hatte ihn ganz in seiner Gewalt. Er drückte die Hüften Jürgen's zusammen, wie wenn er auf einem Hengst säße. Mit der einen Hand hielt er seinen Feind an der Kehle fest, um ihn am Schreien zu verhindern, und mit der andern zermerkelte er ihm den Leib, indem er mit dem Messer dreinhieb, wie mit einer Hacke im Polder.

Das Aechzen des Besiegten nahm schon ab. Damit er ganz verstummen sollte, stieß Rees ihn ein letztes Mal das Messer in den Rücken. Das Köcheln hörte nun auf. Ein Blutstrom quoll aus dem Munde des Ermordeten, die Glieder ließen nach und fügten an sich zu werden. . .

Rees blieb einige Minuten über der verbluteten Masse hingestreckt, — dieser Masse, die einst der lustige Jürgen Jaas gewesen war. Dann schüttelte er sich, wie nach einer ermüdenden Arbeit. Da sein

zu werden: Von kaltem Wasser und dem Brunnen und wusch sich flüchtig das Gesicht und die Hände. Zwischen seinen klappernden Zähnen trällerte er vor sich hin:

„Wir kommen aus der Mördergrube, hu, hu! Hört Ihr, wie das Thierchen schreit?“

Die Scheuerthür stand offen. „Ein schöner Knecht!“ murrte er, indem er an den Ermordeten dachte. Er ließ sich wie leblos auf das duftende Gras fallen und schlief bald wie ein Murmelthier.

Der Hahn krächte bereits und hinter der Mühle Zander Wogel's, nach Geckeren zu, zeigte sich unten am Horizont ein langer rosafarbener Streifen wie mit Silber durchwirkt, und man konnte erwarten, daß bald die rothe Scheibe der Sonne erschiene.

## XVI.

Die Meisterin Annemie, ganz ermüdet von der anstrengenden Polka vom vorhergehenden Abend, hatte wie ein Klotz geschlafen und stand erst auf, als es schon heller Tag war. Als sie durch den Hof, die Scheune und den Stall ging, war sie verwundert, daß sie Jürgen Jaas nicht bemerkte.

„Ho, hel' träger Nil!“ rief sie mehrmals, Sie stieg die Leiter hinauf, die zum Hängeboden führte, wo Jürgen schlafen sollte.

„Zürrie, Jürgen!“ rief sie mitten auf der Leiter, während ein instinktiver Zweifel sie anhielt. Da sie noch keine Antwort erhielt, stieg sie weiter hinauf.

„Er hat zu viel getrunken!“ dachte sie. „Nun je, heute wird 'mal wieder nichts aus der Arbeit.“ Oben angelangt, hob sie die Fallthür auf, steckte den Kopf hinein und rief nochmals.

Das leere Bett war nicht einmal aufgedeckt. Die Kleider des Gänseritters lagen rings umher. „Wo mag der wohl geschlafen haben?“ fragte sich die Frau gekränkt und unruhig. „Am Rande eines Grabens oder unter einem Tische in der Krähe?“

Sie stieg wieder hinunter, und als sie sich umdrehte, war es ihr, als erhielte sie einen heftigen Schlag auf die Brust.

Vor ihr stand Rees Doort in Hemdbärmeln, mit zerrißener Hose, geronnenem Blut in den Haaren



und von blühenden Schrammen durchzogenem Gesichte. Mit gestreckten Armen stand er da und blühte sie an. Es war für ihn ein Genuss, sie so bestürzt zu sehen.

Sie werden den aus dem Polter nicht mehr wiedersehen, war das Einzige, was er zu ihr sagte.

Sie hielt die Hand an's Herz und verhüllte sich das Gesicht mit ihrer blauen Schürze. Sie war der Ohnmacht nahe bei dem Gedanken an die schreckliche That, die sie jetzt ahnte, aber sie wagte es nicht, ein Wort zu dem Mörder zu sagen.

Inzwischen erhob sich ein verworrener Lärm von Stimmen in der Ebene. In allen Ecken des Dorfes wurde es lebendig. Von Thür zu Thür flog die Nachricht, und Alle machten sich auf die Beine. Jannete, der nach Stabrock geschickt worden war, kam in einem Athem zurückgelassen, um der Wittve Gramp das Geschehene zuerst erzählen zu können.

Sobald man seine Stimme nur vernehmen konnte, schrie er, schon fast außer Athem:

Lante, Lante, man hat unseren Jürgen kaput gemacht. Er lag bei der Silberbirke, auf dem Felde von Rob Maes."

Er lief ins Haus, nach Annemie suchend, während er noch immer fortfuhr zu plärren:

Die Leute glauben, daß es Rees gewesen ist.

Der Sagabund hat heute Nacht nicht beim Bürgermeister geschlafen. Er ist um drei Uhr mit unserm Säure aus der Krüche fortgegangen. Mit Draß hat sie gerufen, und er ist ihnen nachgegangen, aber sie waren nicht zu finden.

Er lief in den Stall hinein, aber als er Rees blieb er plötzlich stehen. Heils vor Schrecken, da er seinen Augen fast nicht traute.

Mit Du, Angezeiger? Ja, ich schreit, er ging Hände

verhüllte sich noch immer das Gesicht und brachte nichts hervor, als das Wort:

Gott! ... Gott! ... Gott!

Der heuchlerische Wannes Andries wagte zwar nicht zu lachen, aber er hätte es eben so gern gethan wie sein ältester Dube. Er nahm wieder sein Todtengrübergericht an, blieb neben seiner Schwester stehen, um sie trösten — aber diese schien nicht darauf zu hören.

In den umherstehenden Gruppen erzählte Heim Blugel, wie man den Körper des armen Jürgen, des Gntagskönigs der Gänseritter, aufgehoben hatte, wie er da gelegen, mit einem Bein über dem anderen, welche Farbe sein Gesicht hatte, wie viel Löcher man an ihm zählte, und aufgeregt durch diese Einzelheiten, heulten die Dorfbewohner:

Nieder mit ihm! Nieder mit dem Mörder!

Die Truppe des kleinen Postausens war schon vollzählig herbeigekommen und zeichnete sich durch ihr wildes Geschrei aus.

Bringt ein Seil! schrie Ghjel Dhaenens.

Dieser Rothkopf, der Sohn des Kupferschlägers, war ebenfalls Mitglied der Amicitia und war stets der Nachbar Rees' an den Probeabenden gewesen. Das pausbüdtige, jetzt langgezogene Gesicht seines Kameraden rief in dem kranken Gehirn des Missethäters wieder die friedlichen Silber aus den früheren Uebungen der Amicitia wach.

Aber die Kräfte: „Nieder mit dem Mörder!“ wurden immer lauter und rissen den Krauskopf schon gleich wieder aus seinen Betrachtungen.

Hört, Freunde,“ sagte er, „der Kampf war rechtlich. Ich schwöre es... Er selbst würde es Euch sagen... Jürgen war es, der sein Messer gegen mich zog... Ich habe mich nur verteidigt...“

Das mußst Du den Herren von Antwerpen erklären, mein Junge!“ bemerkte Wannes Andries ganz ernst, mit einem heimtückischen Lächeln, während sein falsches Gesicht einen drohenden Ausdruck annahm. Man konnte noch nicht nach dem Gemeindeführer sehen.

lagen. Die mitleidigen Seelen freuten sich heimlich darüber und waren gespannt, welchen Ausgang diese interessante Begegnung nehmen würde.

Der Pfarrer, der eben erst den Gntorbeten im Lobstehaus auf dem Kirchhof gesehen hatte, näherte sich seinem elenden Schilling:

„Unglückliches Kind!“ sagte er, „Gott habe Mitleid mit Dir!“

Seine erste Stimme blieb zärtlich und gefühlvoll wie früher. Der Missethäter fand wieder Thränen und senkte den Kopf. Der Pfarrer aber — und das wurde ihm später noch lange vorgeworfen — streckte die Hände über ihn aus, wie wenn er ihn freisprechen wollte.

Dann wandte sich sein heller blauer Blick, der gehohlet war, in die Gewissen hineinzubringen, nach der Frau, die hinter dem Mörder zusammengebrochen dasaß, und er errieth, wer wohl am meisten für diese entsetzliche That verantwortlich sein mochte.

Auf den Rath des Pfarrers entschloß man sich, den Gefangenen anderswohin zu führen. Endlich kamen zwei Gendarmen in aller Eile von der Grenze an. Beide trugen die Flinkte quer über der Schulter, während ihre Mütze mit der weißen Quaste ihnen über's Ohr hing.

Sie nahmen Rees beim Arme.

„Darf ich bitten, Kamerad?“ sagte der Eine, ein holländischer Wallone, indem er die Handfesseln aus der Tasche zog.

Beim Berühren dieser Uniform zitterte der Knecht, und er verstand, was ihm jetzt geschehen würde. Er ließ sich die Hände binden.

Vorwärts!“ befahl der Unteroffizier, indem er ihn ein wenig mit dem Kolben zwischen die Schultern stieß.

Rees ging fast entschlossen vorwärts. Es entstand ein Gedränge unter den Leuten. Die Gendarmen hielten die Vorwärtigen zurück. Hinter dem ehemaligen Ruchte des Weiphoses gingen der Pfarrer, der Bürgermeister, der Schöffe und der Feldhüter. Als sie durch den Schuppen kamen,

Haltet ihn fest, den Mörder!

Da die Männer nicht schnell genug herbeikamen, schwenkte er mit den Armen. Es waren vier Gänseritter aus der Nachbarschaft, die herbeigekommen waren: Janb Corps, Reems aus dem Hause des Bürgermeisters, Ghjel Dhaenens und Heim Blugel, der Sohn des Wülfers. Auch diese hatten ihren Knäuel kaum ausgepackt und der tragische Lärm hatte sie beim Knäpfeln übermannt.

Sie traten an Rees heran. Jannete, barmhertzig bestärkung beruhigt, sagte es, ihnen zu folgen.

Der wird sie nicht heimsuchen... Sie wird Niemand mehr gehoren!“ murmelte Rees vor sich hin, während er nicht einmal daran dachte, zu entweichen oder sich zu widersetzen.

Der Feldhüter Rile Pamp, der durch den Gendarmen heranzog, kam ebenfalls herbei, und hinter ihm der Bürgermeister, der harte Flap Cap, der trotz alledem noch immer heiter ausah. Die beiden Wülfers über die Frage, wohin sie den Verbrecher führen sollten, bis die Gendarmen und der Gerichtshof ankamen. Der Feldhüter bemerkte, es sei leichter, im Gemeindefaule das Protokoll anzusehen.

Aber, aber... wer hätte das von diesem Jungen gedacht!“ sagte Flap, nach Athem schnappend. „Seine Tochter hat fast den Kopf verloren, als sie das hörte...“

Inzwischen war die Menge zur Ebene herangezogen; die Kinder aus dem Dorf härmten in den Stuhl. Man drängte sich, um dieses Unglückener von Rees zu sehen, das ihnen christliches Mitleid als Schandmal ansetzte.

Der kleine Pampschand wankte sich noch besser, als bei dem ersten Ansehen. Es war ein kostbares Blut als das einer Gans, das der kleinen Gans des Ruchtes zum Mitleidige ruffende Aussehen verlieh. Mit grinsendem Lachen sagte er zu Rees:

„Geh nach, Anstößig, mein großer Freund, da liegt Du ihn im Dreck! Jetzt geht's noch der Herrliche der Regierung in der Degeneration...“

„Gib mir, mein Junge!“

Kamene, nach auf einer Sperre der Böler stehend,

die Verbrecher vorgegebene Zelle müsse erst ausgeräumt werden, da der Sekretär Dieter einen Vorrath von Kohlen und Kartoffeln darin hatte.

Die Zelle war nie zu einem anderen Zwecke benützt worden. Seit einem halben Jahrhundert war es das erste Mal, daß ein Verbrechen auf dem Gebiete von Dingselaar begangen wurde, und der Mörder war noch dazu ein Fremder. Die Aufregung der Bauern war so groß, daß man fürchtete, der Mörder würde unterwegs umgebracht oder noch aus der Zelle herausgerissen werden, da dieselbe, wie Arretwagen verfertigt, gar nicht solid war. Der Meid und die Feindschaft gegen Rees, die mit den Jahren zugenommen hatten, aber nichts gegen den Jungen, der sich stets tabellos betrug, vermocht hatten, erwiderten jetzt bei besten Kameraden zu einem unversöhnlichen Haß, und man hörte nicht nur den Ruf: „Mörder!“ sondern auch noch dieselben Schimpfwörter wie früher: „Verfluchter Bastard!“ — „Verkommenes Signor!“ — „Sohn einer Hündin!“

„Da ist der Pfarrer!“ murmelten auf einmal mehrere Stimmen.

Die Meute der Kläffer, die der Feldhüter nur mit Mühe zurückhalten konnte, wich um ein paar Schritte zurück, und man schwieg.

Ein Priester mit weißen Haaren, mit einem sanften, nachdenklichen Gesichte kam mühsam heran, indem er sich auf seinen Halsstock stützte. Seine Pfarrerbruder traten zurück, um ihn durchzulassen, und die Männer lösteten ihre Mägen, indem sie ihn mit einem verschämigten Auge anblickten, als wollten sie sagen: „He, Herr Pfarrer, das hatten Sie nicht erwartet!“

Es war in der That derselbe Priester, der Rees bei seiner ersten Kommunion gesehnet und der ihn den Reichthum gelehrt hatte, in welchem es heißt: „Du sollst nicht tödten!“

Während das ganze Dorf dem aus der Stadt herbeigekommenen Jungen nur Anrathungen zugesagt hatte, war hier Paria der Gänssling des heiligen Mannes gewesen.

Was sollte nun der Mann Gottes zu dem Sünder

Rees noch einmal nach der geliebten Meisterin um. Ein geheimnißvoller Drang hatte sie bewogen, sich aufzurichten und sich bis an die Schwelle des Stalles zu schleppen, und nun blieb sie stehen, und sie begriff, an was der herzzerreißende Blick des Unglücklichen sie erinnern wollte.

In einer Minute erlebte sie wieder jenen Herbstabend, an dem sie von derselben Stelle aus ihm mit begehrlischen Blicken gefolgt war, als er so mürrisch und so thätig arbeitete, während sein Schatten sich auf der von der Abendsonne gerötheten Mauer abzeichnete.

Nach heute betrachtete sie ihn wieder wie fasciniert, und sogar, als er sich abgewandt hatte, konnten ihre träumerischen Augen sich nicht mehr trennen von dem armen Teufel, dessen lödtiges Haupt über die wogende Menge von gewöhnlichen Köpfen hervorragte wie ein Brack über die Wellen des Meeres.

Eine ganze Schaar von Duben — der kleine Postausens an der Spitze — verfolgte den Gefangenen und warf mit Steinen und mit Hasenstücken nach ihm, indem sie schrien: „Gawurt! Gawurt!“

In dem Weiphose blieben nur noch die Wittve Annemie, und hinter ihr ihr würdiger Bruder Wannes, der sie mit einer teuflischen Freude beobachtete.

Rees war verschwunden. Sie aber blickte noch immer vor sich hin, auf die Mauer der Scheune.

Es war ein sanfter, angenehmer Morgen, der sich inzwischen erhoben hatte. Der dicke Nebel, in dem die Sonne Silbertröpfchen erglänzen ließ, stieg nach und nach in die Höhe. Ueberall spürte man, daß der junge Saft aus der Erde stieg, und daß der April mit seinen lauen, weichen Lüften gekommen war.

Und die Wittve sagte sich, jetzt würde sich Alles im Polter verjüngen, sie aber könne nie mehr mit den anderen Geschöpfen in das Konzert des Frühlings einstimmen. Eine Leiche und ein Gefangener, diese beiden Kräfte, die ihretwegen vernichtet waren, trennten sie auf immer von der zengenden Natur. Nichts regte sich mehr in ihrem Schooße; auch das Kind des Jürgen war todt.

Ende.



# Finis Galliae?

Von B. Ad. Eckenstädt.

Seit langer Zeit bildet das Bevölkerungsproblem Frankreichs den Gegenstand von allerhand Erörterungen nicht nur in jenem Lande selbst, sondern in der ganzen Welt. Nationalökonomien und Politiker betrachten es mit begreiflichem Interesse, Sittlichkeitsapostel aller Art wollen aus den trockenen Zahlen der Geburtsregister weitgehende Schlüsse auf den Verfall der Moralität in unfernen Nachbarstaaten ziehen und versehen niemals, in pharisäischem Stolz ihre Ausführungen mit dem kräftigen Hinweis zu schließen, wir Deutschen seien doch bessere Menschen.

In der That bieten die Ergebnisse der französischen Bevölkerungsstatistik Stoff zu sehr interessanten Untersuchungen. Machen wir uns zunächst einmal mit dem neuesten Zahlenmaterial vertraut. Die französische Bevölkerung wurde am 24. März dieses Jahres zum letzten Male gezählt und das Generalresultat ist bereits im Ministerium des Innern zu einer vorläufigen Uebersicht zusammengestellt worden. Danach betrug an jenem Tage die Gesamtbevölkerung Frankreichs (mit Algerien, aber ohne die anderen Kolonien) 38 641 335 Köpfe, das sind 412 364 mehr als bei der vorangehenden Zählung am 29. März 1896. Damals war eine Zunahme von nur 138 819 Seelen seit 1891 festgestellt worden. Ist diesmal für den fünfjährigen Zeitraum eine um das dreifache stärkere Zunahme zu konstatieren gewesen, so ist andererseits die schon früher von dem deutschen Gelehrten Goldstein nachdrücklich betonte Verschiebenheit der Vermehrung in den verschiedenen französischen Landesstellen noch deutlicher zu Tage getreten: die größte Zunahme haben die städtischen und industriellen Zentren zu verzeichnen, während die ländlichen Bevölkerung wieder fast ohne Ausnahme stationär geblieben oder zurückgegangen sind. Seit 1896 haben zugenommen: Paris, um 148 604, Marseille um 47 428, Lyon um 18 853. Davon um

ergibt einen Stand von 101: im ersten Fall nimmt die Bevölkerung trotz geringerer natürlicher Vermehrung effektiv doch rascher zu, als im zweiten, weil die Abgänge unverhältnismäßig geringer sind. Befindet sich nun etwa Frankreich in dieser glücklichen Lage? Seine Sterblichkeitsrate betrug im Jahre 1801 27,8 auf das Tausend der Bevölkerung, in den Jahren 1881—1890 war sie auf 22 gesunken; damit stand Frankreich günstiger als das übrige Westeuropa, in dem sie durchschnittlich 23,5 betrug. Für die einzelnen Länder ergeben sich folgende Ziffern: Spanien 32, Italien 27, Oesterreich-Ungarn 30,5, Deutschland 26,2, Großbritannien 19, Schweden und Norwegen 17. Die Sterblichkeitsverhältnisse Frankreichs sind also sehr günstig, und ein genauer Kenner seiner Bevölkerungsstatistik, Dr. Jaques Bertillon, meint, die Ziffer könne nicht mehr merklich sinken.

So wird denn auch die drohende Entvölkerung Frankreichs nicht durch eine zu große Sterblichkeit oder eine übermäßige Abwanderung, sondern durch zu langsame Volksvermehrung verursacht. Früher litt Frankreich keineswegs darunter; am Ausgang des 18. Jahrhunderts, dicht vor dem Ausbruch seiner glorreichen Revolution, wurden auf tausend seiner damaligen Bevölkerung durchschnittlich 38 geboren; aber diese Zahl nahm stetig ab: 1810 waren es nur noch 32,5, 1820 31,6, 1840 28,9, 1861 bis 68 26,4, 1869—80 24,5, 1881—90 23,9, 1894—98 22,3. Damit ist seine Geburtsrate um mehr als 40 Prozent niedriger geworden als die Oesterreichs, um mehr als 28 Prozent, also um ein Viertel bis ein Drittel geringer, als die Deutschlands.

Alle statistischen Zahlen haben nur Wert und geben nur dann Aufschluß über die wirklichen Verhältnisse, wenn wir sie zu Vergleichen benutzen. Einzelne genommen bedeuten sie nichts, sind vielmehr nur das bequeme Hilfsmittel, mit dem man „Alles beweisen“ kann. Wollen wir uns deshalb die Wichtigkeit des beständigen Sinkens der französischen Geburtsrate seit länger als einem Jahrhundert

betrachten, ohne uns zunächst auf eine Definition des Begriffes der Kultur einzulassen, dem östlichen gegenüber. Da sehen wir, daß Westeuropa, nämlich alle europäischen Länder mit Ausnahme von Rußland, Ungarn, Galizien und den Balkanstaaten, heute eine Geburtsrate von durchschnittlich 31,3 auf's Tausend hat (gegen 34,3 im 18. Jahrhundert), während sie sich in Osteuropa dauernd auf 45 bis 47 pro Mille gehalten hat. Daß diese Verschiedenheit irgendwie mit der „Kultur“ im geheimnisvollen Zusammenhange stehen mag, scheinen andere Zahlen zu bekräftigen: Jenseits des großen Wassers giebt es zwei Gemeinwesen, die etwa auf derselben Stufe wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung mit dem westlichen Europa stehen, es in Einzelheiten sogar schon überholt haben, das sind Nordamerika und Australien. Und auch dort konstatirt man ein Sinken der Geburtsrate!

Wir nannten vorhin den Zusammenhang zwischen der Volksvermehrung und dem Kulturstande „geheimnisvoll“. Und wer wollte leugnen, daß wir hier vor manchem Geheimnis stehen? Von der poetischen Seite der Sache wollen wir dabei ganz absehen; die zarten Beziehungen vom Mann zum Weibe, denen die neuen Menschenkinder ihre Existenz verdanken, das ganze große Kapitel der Liebe wollen wir den Dichtern überlassen und denen, die es angeht; der Statistiker weiß damit doch nichts anzufangen. Und doch spielt da so Manches hinein, was auch ihn wieder angeht und was seinen kühlen Berechnungen zugänglich ist. So weiß er z. B. aus seinen Tabellen einen lehrreichen Zusammenhang zwischen den Kornpreisen und den Ziffern der Eheschließungen aufzudecken; ist das Brot theuer, dann werden weniger Ehen geschlossen, ist es billig, dann finden die Mädchen den Weg zum Standesamt. Das geht mit der zwingenden Kraft sich. Aber noch in den

„Wacht! ... Jetzt werde auch ich ein Geschichtler erzählen! Ich kenne keinen Mann, der sich in seinem Nüchternheit Seite Vater Moiss, der sich in seinem Nüchternheit eine recht martialische Haltung zu geben veruchte, der nuchthige Körkendörfer, Jacob, der Held, und zur Rechten des Jagdherrn Förster Gruber zu sitzen. Lene trug die Speisen auf und brachte das Bier.

„Herrner theilte eines der in der Suppe schwimmenden, braunen Klößchen, sah, daß es hohl war, schüttelte den Kopf, hob den Löffel etwas vor sich hin und fragte:

„Wie nennt man das, Frau Förster?“ Gleich sprudelte Körkendörfer hervor: „Ein Beweis, daß der Herr Staatsanwalt noch nie auf ein echt Egerländer Fest gewesen ist! ... Holzbirnen sind's!“

„Ja, Holzbirnen ...“ antwortete die Frau. „Wohl wegen der Gestalt nennt man sie so ... Eierartig in Butter gebacken! ...“

„Sehr gut!“ Herrner war befriedigt: von dem Geschmack der Speise und der Erklärung. Einige der Herren nickten ebenfalls.

„Famos! ... Einfach famos!“ trächte der Professor und füllte seinen Teller von Neuem. Man aß tüchtig. Die ungewohnte, zehrende Waldluft hatte Appetit gemacht.

„Darf ich noch einmal um Kren bitten? ... So ... danke, Herr Förster, danke, danke! ...“ Die Stimme des Apothekers wurde ordentlich weich, als er fortfuhr:

„Rindfleisch mit Meerrettich! ... In der Stadt kann man das jeden Tag haben ... Aber es schmeckt nicht, man kläubelt nur so herum ... Das Fleisch ist doch das gleiche! ... Ja, meine Herren, das kann nur an dem Kren liegen ... Unser Stadtkren ist sozusagen schon ein Kunstprodukt, er ist mild ... Aber dieser hier! ... Nehmen Sie einmal eine ordentliche Portion! ... Was, wie der durch die Nase pfeift! ...“

„Prost, alter, bieder! ...“ Es war Körkendörfer, der ihm zutrauf. Der Apotheker that ihm Beiseid. „Prost! ... Weil Du's bist! ... Eigentlich sollte ich nicht so

zu werden: „Von Gottes Gnade ... und Freund, Herr Grammann, er lebe hoch ... hoch ... hoch!“

Die Gläser klangen und die Stimmen jubelten, Körkendörfer überführte sie Alle. Grammann trippelte von Einem zum Andern, stieß an, dankte und verneigte sich. Als er wieder auf seinem Platz war, hob er sein Glas, wies auf die Försterin und rief:

„Mei—ner hochverehrten Mit—arbeiterin ... der Frau Förster ... ein donnerndes Pro—sit!“ Der Hummel wiederholte sich. Lene that tüchtig Beiseid. Ihr Gesicht war vor Freude ganz roth.

„Donnerwetter! Schön, lebfrisch und eine gute Köchin! ... Man könnte sich noch einmal jung wünschen! ...“

Der Apotheker nickte seinem Fremde Körkendörfer melancholisch zu.

Ein Toast folgte dem anderen. Die Frauen wurden gefeiert, die glücklichen Schützen und der Förster vom alten Schrot und Korn. Professor Jacob's Rede galt der „deutschen Manneskraft“. Sie fand besonderen Beifall: Ein Jeder bezog die gestelzten Worte auf sich ...

Als der Duft des starken, schwarzen Kaffees und der bläuliche Rauch der Zigarren durch das Zimmer zog, lärmten um den ganzen Tisch die Gespräche. Der kahle Kopf des Staatsanwalts glänzte wie eine große rothe Eisenbeintugel.

Möglichlich warf der junge, blonde Buchdruckereibesitzer Swoboda den Kopf empor und ließ seine blauen Augen über die Tafel gleiten. Man wurde aufmerksam, da hub er an:

„Kennen die Herren die Geschichte von der vermageltesten Kirche in Albenreuth? ... Aber was rede ich denn?! ... Das ist ja gar nicht möglich ... der Archivar Gardt hat sie erst dieser Tage aus den alten Stadtbüchern herausgetüftelt ... Soll ich? ...“

„Bitte! ...“ Einige Köpfe verneigten sich. Grammann nickte und blinzelte eifrig.

„Naus mit der Kas' ans 'm Sack!“ sagte Körkendörfer.

„Also! ... Anno 1582 ließ Kaiser Rudolf den Gregorianischen Kalender für Böhmen einrichten.



eines allgemeingültigen Gesetzes zu thun, oder lassen sich die gleichen Erscheinungen auf ungleiche Ursachen in den verschiedenen Ländern zurückführen? Kann z. B. die Verminderung der Geburten in Frankreich nicht aus einer Abnahme der Eheschließungen erklärt werden? Nein, denn Frankreich hat heute genau dieselbe durchschnittliche Zahl der Eheschließungen zu verzeichnen wie früher und wie auch der Durchschnitt der westeuropäischen Länder. Oder ist etwa das Gland der Bevölkerung daran Schuld? Keineswegs, denn Frankreich ist unzweifelhaft reicher als beispielsweise Oesterreich, das eine viel höhere Geburtenfrequenz hat. Oder etwa umgekehrt, der Reichtum der Bevölkerung? Auch die Ursache erklärt die allgemeine Erscheinung nicht zureichend, denn das in jammervollem Gland dahinbegleitende irische Volk hat keine höhere Geburtenzahl als Frankreich, während dagegen England, das reicher ist als Frankreich, wiederum mehr Geburten aufzuweisen hat. Wir stoßen also ganz zuletzt wohl auf zunächst unkontrollierbare Masseneigenheiten, die hier wirksam werden: Die germanischen Völker scheinen vorläufig fruchtbarer zu sein als das gallische und das keltische. Aber trotz dieser Verschiedenheiten wirkt das Bevölkerungsgesetz der kapitalistischen Epoche auf sie einmüßig.

... und ungeachtet, daß sie irgendwie darstellbar wäre, etwa so, daß die am meisten unter der kapitalistischen Wirtschaft Leidenden am wenigsten fruchtbar wären und umgekehrt. So ist es wieder nicht; Frankreichs Bevölkerungsthatungen widerlegen

einen solchen Gedanken schlagend, denn dort sorgt gerade das Industrieproletariat dafür, daß die Bevölkerung wenigstens stationär bleibt, während, wie wir schon bemerkten, die ländlichen Distrikte alljährlich mit einem großen Defizit abschließen. Das Industrieproletariat ist so in mehr als einer Beziehung die Hoffnung der Zukunft. Es erstrebt die Abschaffung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und wird mit ihr auch ihr Bevölkerungsgesetz zu Fall bringen; seine heutige relativ sehr hohe Fruchtbarkeit giebt ihm aber auch zugleich die absolute Sicherheit, daß es seine Bestrebungen begreiflich durchsetzen kann. Das Fines Galliae, die Zukunft vor dem Verschwinden des französischen Volkes ist für weitergehende Menschen abgethan; über die vertriebenen kleinen Mittelstufen, mit denen französische Patrioten ihre lieben Landeskinder zu einer künftigen Beschäftigung des Klapperstuhls anzureizen suchen, können wir nur lachen. Aber wirklich wichtig ist die Abschaffung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, unter dessen Herrschaft die Völker zerfallen. Wir müssen die Rechte der Ungeliebten wahren. Denn die Ungeliebten sind unsere Zukunft. Und der Mensch soll an seine Zukunft denken.

### Eugène Pottier.

Von Manfred Wittich.

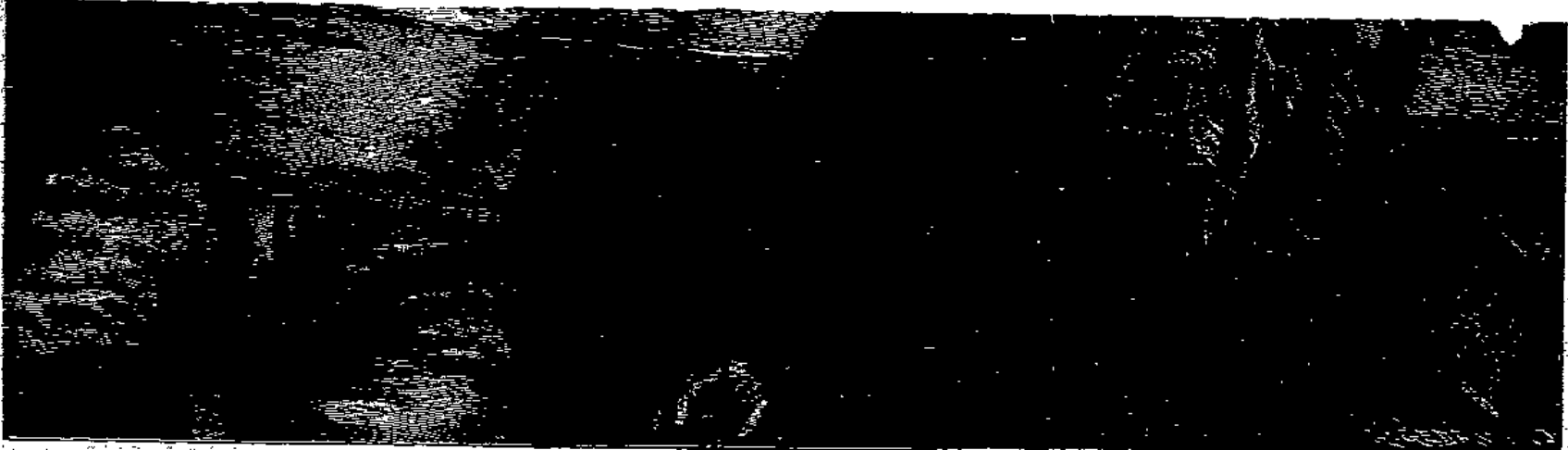
Dem vorrevolutionären monarchischen Frankreich hat ein geistreicher Mann gesagt, es war eine absolute Monarchie, gemildert durch Chançons; wie man den russischen Staat eine Despotie, gemildert durch den Mordelch, genannt hat.

Die französischen Staatseinrichtungen boten damals kein Ventil, durch welches die spinnenden Dämpfe hätten entweichen können: da machte sich nun die üble Laune und der Spott in leichten Chançons Luft, welche die meistbesprochenen Vorgänge am Hofe und im politischen Leben kritisch beleuchteten.

Das politische Lied, meist satirisch-epigrammatisch zugespielt, ist aber nicht etwa nur die Waffe des rechtslosen Volkes, wir finden es, wie zur Zeit der Troubadours, auch in der Pflege der privilegierten Klassen. Die günstigsten Chançons zur Zeit der Regentenschaft bis zur großen französischen Revolution

nach den Sinitagen. Einer meiner Freunde, ein glühender Demokrat, machte mir den Vorschlag, eine Wirtschaft aufzusuchen, wo sich zwar nicht die goldene Jugend, wohl aber die neue Generation der volkstümlichen Chançoniers trafen. Ich nahm an. Dieses kleine Speisehaus befand sich in der Rue Basse-du-Rempart im Hofe eines Hauses, das dem Ministerium des Aeußeren gegenüber lag und jetzt auch längst abgebrochen ist. Das Diner war hier ziemlich mittelmäßig und der Wirth brachte seinen Gästen nicht allzu viel Vertrauen entgegen: er sah sehr auf sofortige oder gar vorherige Bezahlung bei Entnahme von Speisen und Getränken. Inbezug kam man auch nicht hierher um des Speisens willen, nicht einmal um zu trinken. Da sahen wir Pierre Dupont\* und Gustav Mathieu (siehe M. Strodtmann a. a. O.) im Kreise ihrer Freunde und Jünger. Wir sahen den Maler Fontalard usw. Man kann sich denken, welche Art von Chançons diese Gesellschaft, die sich kein Blatt vor den Mund nahm, steigen ließ. Unter ihnen allen prägte sich mir eines mit dem Titel: Die Propaganda des Chançons unversehrlich ein, das ein mir völlig unbekannter Mann sang, nach dessen Namen ich mich erkundigte.

Pottier, antwortete man mir. Ich war hingerissen von der Macht und Kühnheit dieser revolutionären Strophen und ohne deren Tendenz zu theilen, begeisterte mich das



Die Seeschlange. Nach dem Gemälde von K. Behm.

sind — am königlichen Hofe entstanden, zum Theil sogar von Mitgliedern der königlichen Familie geschaffen. Diese Chançons haben das alte Regiment weder mit untergraben und beseitigen helfen.

Auch die folgenden Ereignisse der französischen Geschichte hat das Chançon treulich begleitet. Republik und Kaiserreich hatten ihre Chançoniers. Einer der glänzendsten Vertreter der Gattung war bekanntlich Pierre Jean Béranger (1780—1857), von dem man gesagt hat, daß er die Bourbonnen eudgültig aus Frankreich hinausgeschmissen hat.

Béranger hat in seiner Selbstbiographie anschaulich geschildert, wie es in der geselligen Dichtervereinigung des „Caveau“ und des „Convent des Sans-Soucis“, dem „Orden der sorglosen Brüder“, zugeht, welche der Pflege des Chançons oblagen. Gustav Kadand,\* der Herausgeber einer Sammlung von Gedichten Pottier's, erzählt uns, wie ihm und wo er zuerst Pottier begegnete.

„Es war,“ so berichtet er, „gläub' ich, 1848

\* Geboren am 20. Februar 1820 zu Roubaix, war als Kaufmann anfangs im väterlichen Geschäft, dann in Paris thätig. Er dichtete vorzugsweise für das Quartier latin, die Pariser Studenten, komponirte daneben auch seine eigenen Lieder und kleinen Operetten. Er starb am 28. April 1893 zu Paris.

mächtige Talent dieses Mannes. Ich näherte mich Pierre Dupont und fragte ihn um seine Meinung. Seine Antwort lautete wirklich: „Da ist Einer, der uns alle Beide aussticht.“

Fünfunddreißig Jahre später veranstaltete die Lice chansonniers (Reimbahn der Chançons, eine Liederdichter- und Sängergesellschaft) einen Wettbewerb. 300 Bewerber um die ausgeschriebene Preise fanden sich. Ich war damals nicht in Paris. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß einer unserer Freunde den zweiten Preis erhalten hatte.

Und den ersten? fragte ich. Ein Unbekannter. Aber wie heißt der Unbekannte? Pottier! hieß es.

Nun begehrte Kadand den Mann zu sehen, nach dem er fünfunddreißig Jahre lang wiederholt vergebens geforscht hatte.

„Das ist sehr einfach,“ sagte ihm Chebrau (der derzeitige Vorstand der Lice chansonniers), „wir laden ihn zum nächsten Banket unserer Gesellschaft ein.“

\* Geboren 1821 zu Lyon, besuchte das Seminar von Sargentières, kam 1839 nach Paris, debütierte als Dichter legitimer Chançons, erregte die Aufmerksamkeit der Académie française, die ihn zu ihrem Mitarbeiter am „Wörterbuch“ machte (1842—47). Weiterhin ward er der Sänger des Landlebens und Bauernstandes, später neigte er sich dem Sozialismus zu, wofür er nach dem Staatsstreich auf sieben Jahre nach Lambessa in Algier verbannt wurde. Später begnadigt, kehrte er nach Frankreich zurück und starb 1870 zu St. Etienne.

„Wahr, das ist nicht möglich.“  
„Gewiß ist es wahr, nur zu wahr. Höre nur: vor fünf Monaten auf der Ritter Kirnes hatte ich mich verloren, Anemie und mich. Da ich allein bei ihr war — und wer weiß, was für ein Teufel mich auch noch dazu antrieb — habe ich mich nicht begnügt, ihr in's Gesicht zu schauen . . . So stehen die Sachen.“

Der unbarmherzige Geiz lachte bei diesen Worten laut auf, und dann fuhr er wieder fort:

„Warte nur noch vier Monat, und Du wirst mich sehen . . . Ja, es ist richtig . . . Vom Oktober an . . . Vier und fünf ist neun, oder der Lehrer von Weindrecht hat mich belogen . . . Bäh! nur in Deinen Fingern nach.“

Für Kees konnte nun kein Zweifel mehr übrig bleiben.

„Ah, die Glende! Ah, die Glindin!“ schrie er wütend. „Es ist also wahr, daß sie ihn gern hatte! Dann komm her, Du sollst nicht von hier ortgehen!“

Während er das sagte, trat er einige Schritte zurück und nahm einen Anlauf, um über den Anderen herzufallen. Jürgen aber, der schon etwas nüchtern geworden war, hatte noch Zeit gefunden, sich bereit zu halten, und mit der Faust verfechtete er ihm einen Schlag zwischen die Augen. Kees verspürte jocosagen nichts davon, obgleich die Faust des Gegners ihm ein Stück Haut von der Stirne gerissen hatte. Er nahm einen zweiten Anlauf. Da er gewandt und stark war, hätte er seinen Gegner zu Boden geworfen, wenn er ihn nur am Leibe zu fassen bekommen hätte.

Jürgen war jedoch gewohnt, mit der Faust zu kämpfen, und er verließ sich darauf, um den Wütenden abzuhalten. Er wies in der That zwei oder drei Angriffe Kees' mit all' seinen Kräften zurück. Aber die Aufmerksamkeit Jürgen's ließ bald nach; die Finten des schlauen Knechtes, der ihn von allen Seiten anzugreifen suchte, brachten ihn aus der Fassung, und in einem Nu fühlte er sich ganz umarmt, aufgehoben und auf den Rücken geworfen.

„Hör, Gatte! Kees' Laster ist das von Brimien und wusch sich flüchtig das Gesicht und die Hände. Zwischen seinen klappernden Zähnen trällerte er vor sich hin:

„Wir kommen aus der Mördergrube, hu, hu! Hört Ihr, wie das Thierchen schreit?“

Die Scheuerthür stand offen. „Ein schöner Knecht!“ murmelte er, indem er an den Ermordeten dachte. Er ließ sich wie leblos auf das duftende Heu fallen und schlief bald wie ein Murmelthier. Der Hahn krächte bereits und hinter der Mühle Zander Vogel's, nach Gedeeren zu, zeigte sich unten am Horizont ein langer rosafarbener Streifen wie mit Silber durchwirkt, und man konnte erwarten, daß bald die rothe Scheibe der Sonne erschiene.

„Warte, jetzt bekommst Du Dein Theil.“ sagte der Sieger. „Das Spiel mit der Gans ist zu Ende. Jetzt kannst Du zusehen, wie Du spielen wirst, mein König, mit einer Frau oder mit sonst was . . . Wir kommen aus der Mördergrube, hu! hu!“

Jürgen sah wohl ein, daß er verloren war. Er konnte noch in seine Hosentasche fahren und sein Messer, das er immer bei sich trug, herausziehen. Kees hatte das bemerkt, und er ließ es ihn absichtlich herausholen, entriß es ihm aber, noch ehe Jürgen sich dessen versehen hatte.

Nun war's vorbei.

Er stieß ihm das Messer in den Leib, zog es zurück und stieß es nochmals hinein. Er hatte zuvor die Kleider des Unglücklichen unter dem Gürtel entfernt, damit die Klinge durch nichts aufgehalten sein sollte. Beim ersten Stoß, den er in die Lenden erhielt, schrie der Unglückliche:

„O Kees! Ihn' das nicht! Hab' Mitleid! O weh, Kees, Kees! . . .“

Kees hörte ihn nicht mehr. Er saß rittlings auf ihm und hatte ihn ganz in seiner Gewalt. Er drückte die Hüften Jürgen's zusammen, wie wenn er auf einem Hengst säße. Mit der einen Hand hielt er seinen Feind an der Kehle fest, um ihn am Schreien zu verhindern, und mit der andern zermerkelte er ihm den Leib, indem er mit dem Messer dreinhieb, wie mit einer Hacke im Polder.

Das Aechzen des Besiegten nahm schon ab. Damit er ganz verstummen sollte, stieß Kees ihn ein letztes Mal das Messer in den Nacken. Das Aechzen hörte nun auf. Ein Blutstrom quoll aus dem Munde des Ermordeten, die Glieder ließen nach und fingen an steif zu werden . . .

Kees blieb einige Minuten über der verbluteten Masse hingestreckt, — dieser Masse, die einst der lustige Jürgen Jaas gewesen war. Dann schüttelte er sich, wie nach einer ermüdenden Arbeit. Da sein

zu werden. . . .

zu werden. . . .

#### XVI.

Die Meisterin Anemie, ganz ermüdet von der anstrengenden Polka vom vorhergehenden Abend, hatte wie ein Klotz geschlafen und stand erst auf, als es schon heller Tag war. Als sie durch den Hof, die Scheune und den Stall ging, war sie verwundert, daß sie Jürgen Jaas nicht bemerkte.

„Ho, he! träger Nil!“ rief sie mehrmals, Sie stieg die Leiter hinauf, die zum Hängeboden führte, wo Jürgen schlafen sollte.

„Jürrie, Jürgen!“ rief sie mitten auf der Leiter, während ein instinktiver Zweifel sie anhielt. Da sie noch keine Antwort erhielt, stieg sie weiter hinauf.

„Er hat zu viel getrunken!“ dachte sie. „Nun ja, heute wird 'mal wieder nichts aus der Arbeit.“

Oben angelangt, hob sie die Fallthür auf, steckte den Kopf hinein und rief nochmals.

Das leere Bett war nicht einmal aufgedeckt. Die Kleider des Gänseritters lagen rings umher.

„Wo mag der wohl geschlafen haben?“ fragte sich die Frau gekränkt und unruhig. „Am Rande eines Grabens oder unter einem Tische in der Krähe?“

Sie stieg wieder hinunter, und als sie sich umdrehte, war es ihr, als erhielte sie einen heftigen Schlag auf die Brust.

Vor ihr stand Kees Doorit in Hembärmeln, mit zerrissener Hose, geronnenem Blut in den Haaren



„O, ihr Männer, herbei! . . . Der ist es!  
Halte ihn fest, den Mörder!“

Da die Männer nicht schnell genug herbeikamen, schreute er mit den Armen. Es waren vier Gensdarmen aus der Nachbarschaft, die herbeigelaufen kamen: Gans, Gorn, Manns aus dem Hause des Bürgermeisters, Ghel, Dhacius und Hein Vogel, der Sohn des Müllers. Auch diese hatten ihren Ranzen kaum ausgepackt und der tragische Mann hatte sie beim Aufstehen übermüht.

Sie traten an Rees heran. „Sammele, durch diese Verpöschung beruhigt, wollte es, ihnen zu folgen. „Der wird sie nicht heirathen. . . Sie wird Niemand mehr gehören!“ murrte Rees vor sich hin, während er nicht einmal daran dachte, zu entweichen oder sich zu widersetzen.

Der Feldhüter Mile Pompe, der durch den Gesandten schon herbeigekommen war, kam ebenfalls herbei, und hinter ihm der Bürgermeister, der diese Hölle sah, der trotz alledem noch immer heiter ausah. Die beiden bestärkten über die Frage, wohin sie den Verbrecher führen sollten, bis die Gensdarmen und der Gerichtshof ankamen. Der Feldhüter bemerkte, es sei leichter, im Gemeindegarten das Protokoll anzufertigen.

„Aber, aber . . . wer hätte das von diesem Jungen gedacht!“ rief die Frau, nach Altem schnappend. „Meine Tochter hat ja den Kopf verloren, als sie das hörte. . .“

Suppen war die Menge zur Schenke herein gekommen; die Kinder aus dem Dorf hielten in den Gassen. Man drängte sich, um dieses Unglück von Rees zu sehen, das ihnen ebenfalls Neugierde als Sünden anstiftete.

Der kleine Pöbelzweck sprach sich noch besser, als bei dem geflüchteten Menschen. Es war ein kostbarer Akt als das einer Frau, das der hundert Jahre alte Mann, der sich schrecklich nachlässig ausah, sich verlor. Mit grinsendem Lachen sagte er zu Rees:

„Sag mal, Strauch, was hast du gemacht, da liegt Du schon im Dreck! Jetzt geht's nach der Ordnung der Regierung in der Begleichung. . . Gütliche Worte, mein Junge!“

„Nun, noch auf einer Ecke der Erde stehen,

die Verbrecher vorgesehene Zelle müsse erst ausgeräumt werden, da der Sekretär Dieter einen Vorrath von Kohlen und Kartoffeln darin hatte. Die Zelle war nie zu einem anderen Zwecke benutzt worden. Seit einem halben Jahrhundert war es das erste Mal, daß ein Verbrechen auf dem Gebiete von Duingelaar begangen wurde, und der Mörder war noch dazu ein Fremder. Die Aufregung der Bauern war so groß, daß man fürchtete, der Mörder würde unterwegs umgebracht oder noch aus der Zelle herausgerissen werden, da dieselbe, wie Arretiren verführte, gar nicht solid war. Der Meiß und die Feindschaft gegen Rees, die mit den Jahren zugenommen hatten, aber nichts gegen den Jungen, der sich stets tadellos betrug, vermocht hatten, erwachten jetzt bei dessen Kameraden zu einem unerschütterlichen Haß, und man hörte nicht nur den Ruf: „Mörder!“ sondern auch noch dieselben Schimpfwörter wie früher: „Verfluchter Bastard!“ — „Verkommenes Signor!“ — „Sohn einer Hündin!“ — „Da ist der Pfarrer!“ murrten auf einmal mehrere Stimmen.

Die Meute der Kläffer, die der Feldhüter nur mit Mühe zurückhalten konnte, wich um ein paar Schritte zurück, und man schwieg.

Ein Priester mit weißen Haaren, mit einem sanften, nachdenklichen Gesichte kam mühsam heran, indem er sich auf seinen Halsstock stützte. Seine Pfaffenhüter traten zurück, um ihn durchzulassen, und die Männer lästeten ihre Mützen, indem sie ihn mit einem verächtlichen Auge anblickten, als wollten sie sagen: „O, Herr Pfarrer, das hatten Sie nicht erwartet!“

Es war in der That derselbe Priester, der Rees bei seiner ersten Kommunion gekleidet und der ihn den Aufbruch gelehrt hatte, in welchem es heißt: „Du sollst nicht tödten!“

Während das ganze Dorf dem aus der Stadt vertriebenen Jungen nur Kränkungen zugefügt hatte, war dieser Paria der Gensdarm des heiligen Mannes geblieben.

Was sollte aus der Mann Gottes zu dem Sünder

Rees noch einmal nach der geliebten Meisterin um. Ein geheimnißvoller Drang hatte sie bewogen, sich aufzurichten und sich bis an die Schwelle des Stalles zu schleppen, und nun blieb sie stehen, und sie begriff, an was der herzerregende Blick des Unglücklichen sie erinnern wollte.

In einer Minute erlebte sie wieder jenen Herbstabend, an dem sie von derselben Stelle aus ihm mit begehrligen Blicken gefolgt war, als er so mürrisch und so tüchtig arbeitete, während sein Schatten sich auf der von der Abendsonne gerötheten Mauer abzeichnete.

Auch heute betrachtete sie ihn wieder wie fasziniert, und sogar, als er sich abgewandt hatte, konnten ihre träumerischen Augen sich nicht mehr trennen von dem armen Teufel, dessen lockiges Haupt über die wogende Menge von gewöhnlichen Köpfen hervorragte wie ein Brack über die Wellen des Meeres.

Eine ganze Schaar von Büben — der kleine Pöbelzweck an der Spitze — verfolgte den Gefangenen und warf mit Steinen und mit Rasenstücken nach ihm, indem sie schrien: „Gawurt! Gawurt!“

In dem Weichhose blieben nur noch die Wittve Annemie, und hinter ihr ihr würdiger Bruder Wannes, der sie mit einer teuflischen Freude beobachtete.

Rees war verschwunden. Sie aber blickte noch immer vor sich hin, auf die Mauer der Schenke.

Es war ein safter, angenehmer Morgen, der sich inzwischen erhoben hatte. Der dicke Nebel, in dem die Sonne Silbertröpfchen erglänzen ließ, stieg nach und nach in die Höhe. Ueberall spürte man, daß der junge Saft aus der Erde stieg, und daß der April mit seinen lauen, weichen Lüften gekommen war.

Und die Wittve sagte sich, jetzt würde sich Alles im Felder verjüngen, sie aber könne nie mehr mit den anderen Geschöpfen in das Konzert des Frühlings einstimmen. Eine Leiche und ein Gefangener, diese beiden Kräfte, die ihrerwegen vernichtet waren, trennten sie auf immer von der zengenden Natur. Nichts regte sich mehr in ihrem Schooße; auch das Kind des Jungen war todt.

Ende.



bandte

... wart! ... Jetzt werde auch ich ein Geschicht  
zählen! Ich fenne ...  
Seite Vater Moiz, der sich in seinem Räuber-  
eine recht martialische Haltung zu geben ver-  
hte, der murubige Körkendörfer, Jacob, der Held,  
zur Rechten des Jagdherrn Förster Bruder zu  
en. Rene trug die Speisen auf und brachte das  
er.

Herkner theilte eines der in der Suppe schwim-  
enden, braunen Klößchen, sah, daß es hohl war,  
mittelte den Kopf, hob den Löffel etwas vor sich  
und fragte:

„Wie nennt man das, Frau Förster?“

Gleich sprudelte Körkendörfer hervor: „Ein Be-  
eis, daß der Herr Staatsanwalt noch nie auf ein  
cht Egerländer Fest gewesen ist! ... Holzbirn' sind's!“

„Ja, Holzbirnen ...“ antwortete die Frau.  
Wohl wegen der Gestalt nennt man sie so ...  
stierlich in Butter gebacken! ...“

„Sehr gut!“

Herkner war befriedigt: von dem Geschmack der  
Speise und der Erklärung. Einige der Herren  
nickten ebenfalls.

„Famos! ... Einfach famos!“ krächte der Pro-  
essor und füllte seinen Teller von Neuem.

Man aß tüchtig. Die ungewohnte, zehrende Wald-  
luft hatte Appetit gemacht.

„Darf ich noch einmal um Aren bitten? ...  
So ... danke, Herr Förster, danke, danke! ...“

Die Stimme des Apothekers wurde ordentlich weich,  
als er fortfuhr:

„Rindfleisch mit Meerrettich! ... In der Stadt  
kann man das jeden Tag haben ... Aber es schmeckt  
nicht, man klänbels nur so herum ... Das Fleisch  
ist doch das gleiche! ... Ja, meine Herren, das  
kann nur an dem Aren liegen ... Unser Stadtkren  
ist sozusagen schon ein Kunstprodukt, er ist mild ...  
Aber dieser hier! ... Nehmen Sie einmal eine  
ordentliche Portion! ... Was, wie der durch die  
Nase pfeift! ...“

„Prost, alter, bider! ...“

Es war Körkendörfer, der ihm zutranf.

Der Apotheker that ihm Bescheid. „Prost! ...“

Beil Du's bist! ... Eigentlich sollte ich nicht so

... wird thynn, was in ...  
Graumann seine Gäste einhauen sah, lätschelte er  
die Försterin auf den Arm, nickte wie ein Pagode  
und lätschelte glücklich. Dann entfernte er sich, kam  
nach einiger Zeit wieder, lätschelte dem Förster in's  
Chr, und den ganzen Tag über schwand das Lächeln  
nicht von seinem Angesicht.

Vom Emmenthaler schnitt sich Jakob ein Extra-  
stückchen, wickelte es in Papier und steckte es ein.  
„Für Frau Martha zur Probe!“ wie er sagte. Er  
beklagte sich bitter, daß seine Frau in der ganzen  
Stadt noch keinen guten Schweizerkäse bekommen  
habe. Bald ließ, bald sauer schmecke das Zeug,  
und faulen thäte es sich, wie — mit Respekt zu  
melben — wie Gummielastikum.

„Macht der Zoll ... Professor ... macht der  
Zoll!“ kurrte Körkendörfer ... „Zehn Gulden und  
noch dazu in Gold! ... Die Beamten wissen über-  
haupt nicht mehr, wie sie dem Bürger ...“ Er sah  
von der Seite ... „Na ja ... Und dann soll das  
Pfund nicht mehr als achtzig Kreuzer kosten, und  
ganz echter soll es sein ... ja ... ja ... ganz  
ech-ter! ... Weiß Alles! ... Aus eigener Er-  
fahrung! ... Bürger sein, Geschäftsmann sein ...  
schön! ... Aber sein Leben will man doch auch  
haben ...“

Der Staatsanwalt hatte sich erhoben und schlug  
an sein Glas. Körkendörfer schnappte noch einige  
Male, es kochte in ihm, aber er schwieg; er wußte,  
was da kommen würde.

„Meine Herren! ...“

„Geschworenen!“ brummte Körkendörfer in sich  
hinein.

„Jetzt, da wir die schöne Jagd und das herr-  
liche Mahl hinter uns haben, geziemt es sich wohl,  
auch unseres Jagdherrn und Gastgebers zu ge-  
denken ...“

Die Angeprochenen erhoben sich, der Apotheker  
drückte schnell noch einen Bissen hinunter und wischte  
sich den Mund.

„Meine Herren! Nicht nur, daß Herr Gra-  
mann uns jedes Jahr ein so prächtiges Jagdfest  
ansrichtet, er geht uns mit gutem Beispiel voran

zu werden: „Von Gottes Gnade ...  
und Freund, Herr Graumann, er lebe hoch ...  
hoch ... hoch! ...“

Die Gläser klangen und die Stimmen jubelten,  
Körkendörfer überschrie sie Alle. Graumann trippelte  
von Einem zum Andern, stieß an, dankte und ver-  
neigte sich. Als er wieder auf seinem Platz war,  
hob er sein Glas, wies auf die Försterin und rief:

„Mei—ner hochverehrten Mit—arbeiterin ...“

der Frau Förster ... ein donnerndes Pro—sit!“

Der Nimmeln wiederholte sich. Rene that tüchtig  
Bescheid. Ihr Gesicht war vor Freude ganz roth.

„Donnerwetter! Schön, lehrfrisch und eine gute  
Köchin! ... Man könnte sich noch einmal jung  
wünschen! ...“

Der Apotheker nickte seinem Freunde Körken-  
dörfer melancholisch zu.

Ein Toast folgte dem anderen. Die Frauen  
wurden gefeiert, die glücklichen Schützen und der  
Förster vom alten Schrot und Korn. Professor  
Jacob's Rede galt der „deutschen Manneskraft“.  
Sie fand besonderen Beifall: Ein Jeder bezog die  
gestelzten Worte auf sich ...

Als der Duft des starken, schwarzen Kaffees  
und der bläuliche Rauch der Zigarren durch das  
Zimmer zog, lärmten um den ganzen Tisch die Ge-  
spräche. Der kahle Kopf des Staatsanwalts glänzte  
wie eine große rothe Eisenkugel.

Plötzlich warf der junge, blonde Buchdruckerei-  
besitzer Swoboda den Kopf empor und ließ seine  
blauen Augen über die Tafel gleiten. Man wurde  
aufmerksam, da hub er an:

„Kennen die Herren die Geschichte von der ver-  
nagelten Kirche in Albenreuth? ... Aber was rede  
ich denn?! ... Das ist ja garnicht möglich ... der  
Archivar Gardt hat sie erst dieser Tage aus den  
alten Stadtbüchern herausgerüstelt ... Soll ich? ...“

„Bitte! ...“

Einige Köpfe verneigten sich. Graumann nickte  
und blinzelte eifrig.

„Maus mit der Kas' aus 'm Sack!“ sagte  
Körkendörfer.

„... Also! ... Anno 1582 ließ Kaiser Rudolf  
den Gregorianischen Kalender für Böhmen einrichten.



Pater Moïse lächelte und strich sich einige Male über die zuckenden Lippen.

Der Kaiser war katholisch . . .

„Ja! . . . blieb nichts übrig, als daß Pfarrer, Küster und Lehrer die Feste doppelt feierten . . .“

Aber die Bezahlung war nur einfach und blieb es auch. Sollte der Rath eingreifen . . . Der! . . . Er ließ hinausjagen, er hätte keine Zeit und auch keine Lust, für die Altbrentner einen Extra-Kalender zu machen; sie sollten sich nur vertragen . . . Leicht gesagt! . . . Pfarrer und Schulmeister feierten die Feste wieder einfach . . . Sofort stellten die Pfälzischen die Zehentabgaben ein, und in Waldhassen war Feuer auf dem Dache. Der Amtschreiber und noch ein anderer Beamter fielen dem Pfarrer mit einer ganzen Kette in's Haus, nahmen ihm die Kirchenschlüssel mit Gewalt, verriegelten die Kirche und — vernagelten sie.

So eine Frechheit konnte sich der Eyrische Rath unter keiner Bedingung gefallen lassen: Die Obrigkeit in Altbrent, das war er! . . . Dem pfälzischen Hauptmann in Waldhassen schickte er ein Schreiben, das sich gewaschen hatte, die Kirche ließ er aufbrechen. Aber am nächsten Sonntag — das Geschick hatte gerade begonnen — erschienen der Waldhassener Hauptmann mit einem Duzend Musketieren und Hellebardieren und jagte Pfarrer und Anhängliche zum Tempel hinaus.

Jetzt war die Sache reif, vor den Kaiser zu kommen. Dem Kurfürsten von der Pfalz wurde in's Geheiß gegeben, die Waldhassener gaben sich und ließen die Kirchenschlüssel aus — und jetzt erst, anno 1606, nach beinahe fünfundsiebenzig-jährigem Streit, konnte die Einführung des Gregorianischen Kalenders im Eyrlande als gelungen bezeichnet werden . . . Sehen Sie, meine Herren . . .“

Swoboda war ganz warm geworden; in seinem eigenen Geheiß stand es, daß er sich seiner Vaterstadt rühme.

„Wie heute! . . . Wie heute noch! . . .“

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf.

„Das spricht und zählt und wird verbounert,

viel sie nur können, zukaufen; ich erinnere hier nur an Gerechtigkeit . . . Wer kauft, muß Geld haben: oft kauft man aber, ohne Geld zu haben. Dann muß man Schulden machen, oder wenn man eine Gemeinde ist, kann man Umlagen erheben. Besteht eine staatliche Einkommensteuer, trifft die Umlage alle Veranlagten — dann ist es eine Spekulation auf das Steigen der Holzpreise. Bei uns fällt die Gemeindeumlage auf die Haus- und Grundbesitzer . . . Deshalb ist das vorige Stadtreigiment zusammengebrochen. Der Landheuerer . . .“

„Hat meine Stimme gekriegt!“ fiel der Apotheker ein und gab sich einen Ruck.

„Meine auch! . . . Und er würde sie wieder bekommen, wenn er nicht . . . Ist gut! Der Mann hat nur einen Fehler gemacht. Er hat geglaubt, in der Gemeindebesitzung ließen sich politische Parteien zusammenhalten, wie, meinemwegen, im Reichstag. Er hat sich verrechnet. Wenn's zum Zahlen kommt, läßt das auseinander, wie ein Quark im Sommer . . .“

Professor Jacob räusperte sich.

„Erlauben Sie . . . Gestatten Sie . . . die deutschnationalen Ideen! . . .“

„Wird dasselbe erleben, wenn ihre Vertreter einmal die Majorität im Stadthaus erlangen sollten . . .“

Swoboda traut und zog sich den Schnurrbart aus.

„Das Alles weiß natürlich Gruber ebenso gut, wie wir. Daß man aber an seinem Walde die Probe zu machen versucht, wie man dem Wahlglied der „Großlöcher“ Dauer verschaffen könnte, das brachte ihn i. Buth . . . Es kommt noch etwas hinzu. Bis vor Kurzem hatten wir den hundertjährigen Umtrieb. Ich bin mit Gruber der Meinung, daß das sehr verunsichert war. Bei unserem Boden giebt es keine Kernfunde. Das Schwarzholz zum Beispiel wäre als Bauholz noch Jahre lang besser geworden, die ansässigen Finken hätte der steigende Holzpreis reichlich ersetzt. Der Walz, der Stadtrath, ist selbstverständlich für achtzig Jahre. Der hat als Bauer keine Obstbäume niederschlagen lassen, damit im Garten das Gras besser wachse. Bleibt der an der

Rees noch einmal nach der geliebten Meisterin um die alten Sacklagen Wurzeln zu geben, die die Klauen-Kieferstufen und Fichtenzapfen, und die Gemeindefürsorge gehen betteln. Die Gemeinde ist fertig . . . Und der Boden, auf dem der Wald gestanden? . . . Eine dürre Sandhalde ist es geworden, voller Löcher, alle fünf Schritte steht ein Schopff Haidekraut . . .“

Der Förster holte tief Athem.

„. . . Wenn die auf dem Stadthaus glauben, der Förster fühle sich als Knecht, so täuschen sie sich . . . Ich bin mir Zeit meines Lebens als etwas Anderes vorgekommen! . . . Wenn ich gegen Abend unter den letzten Bäumen am Waldrande stehe, dann fühle ich mich als Hüter eines Schatzes, berufen und gesetzt, ihn zu schützen und zu wahren zum Wohle der Stadt und des Gemeinwesens . . . Und noch etwas Anderes fühle ich. Wenn ich dann hinabblende und sehe, wie die letzten Sonnenstrahlen dahingleiten über die hängenden Lehren und strogenden Wiesen, dann sage ich mir: Das all, das in dieser fatter Fülle der Ernte entgegendrängt, dazu hast auch Du das Deinige gethan! . . . Und dann bin ich stolz, meine Herren . . . stolz! . . .“

Die Augen Aller hafteten an den Lippen des Redenden: Einige leuchteten, in den meisten malte sich Ueberraschung und fragende Ungewißheit, die nicht weiß, wo das alles hinaus soll.

Gruber's Stimme wurde weicher.

„Und . . . der Wald ist doch nichts Todtes . . . wie ein Stein, ein Stück Eisen oder ein Ziegel! . . . Er lebt, er athmet und führt seine eigene Sprache wie wir . . . Er zürnt und großt und er läßt . . . Wenn nur ein Stamm geschlagen wird, es zittern alle . . . Und er ist so schön und so treu! Die geringste Pflege vergilt er . . . Geboren bin ich in ihm, angewachsen und groß geworden. Auch als geworden mit ihm . . . Und jetzt soll ich alle diese Lebendigen einschlagen und achten als einen großen Haufen Nutzholz und Brennholz? . . . Statt mit den Augen des Vaters zu sehen, mit dem Gierblicke des Schacherers taxiren? . . . Jedes dürre Fleckchen verrechnen . . . jeden Moospolster, der selber wieder ein



Ma, wart! ... Jetzt werde auch ich ein Geschichtl erzähle! Ich kenne Einen, der hat vier gebratene Enten auf einen Sitz gefressen! ..."

„Körzendörfer?!"

„Tob und Teufel! ... Wahr ist's ... Die Schlingelhauer Wirthin hat's mir selber erzählt ... Mit drei, Freunden' hatte er sich angemeldet gehabt ... Aber die guten Freunde kamen nicht, die wußten garnichts davon. Und so machte er sich allein über die guten Sachen her ... Und bezwang sie auch ... so nach und nach ..."

„Das war der Luchmacher Neubauer! ... Das ist schon nimmer wahr! ..."

„Oho! ... Der, von dem mir die Wirthin erzählt ... hat den Bornamen Joseph gehabt ..."

„Gemeiner Lump! ..."

Körzendörfer griff nach dem Glase.

Graumann weinte fast.

„Meine Herren ... die Schand'! ... Seien Sie doch vernünftig! Bitte ... Ja? ... Man trägt mich doch über alle Dächer! ... Herr Förster! ..."

Durch den Trübel scholl Gruber's Stimme:

„In meinem Hause bin ich Herr! ... Wollen Sie zu Fuße nach Hause gehen? ..."

Körzendörfer brummelte noch etwas und sauf auf seinen Stuhl zurück. Der Förster ging mit Swoboda nach dem Garten ...

Bezirkskommissar von Wayer rechnete den Tag zu den verlorenen. Das war Alles so öde und langweilig gewesen ... und diese Spießer! Im Stillen hatte er noch immer gehofft, wenigstens ein paar berbe Landmädchen zu treffen, aber das Dorf war ruhig und todt geblieben, kein Schein auch nur von einer flatternden Schürze ... Die Frau Förster? ... Um! ... Aber sie war ja das reine Arbeits- uferd und ging ihrem Manne nicht von der Seite. Als er das Haus verließ, ließ ihm die Rosel entgegen. Er beschloß Großmuth zu üben und redete sie an. Ihr Gesicht glänzte, und eilig fuhr sie einige Mal über die Falten ihres neuen Rockes. Und willig schritt sie neben ihm her, hinter die Scheune. Langsam ging er mit ihr auf und ab, ließ sie von ihrem Leben erzählen, von ihrer Arbeit,

und der wird thun, was in seinen Kräften steht ... Ich danke Dir, mein Sohn! ..."

Der Junge machte ein Gesicht, als hätte er in Sauterampfer gebissen. Ein Sechserl wäre ihm lieber gewesen, als die ganze Verheißung.

Lene mußte noch einen ganzen Sturm von Dankagungen über sich ergehen lassen: über die gute Bewirthung, die freundliche Bedienung; man sprach über die Sauberkeit des ganzen Haushalts, konnte die Tafelmeßer, die so recht in ein Forsthaus paßten, nicht genug loben. Die Försterin brauchte sich um eine Antwort nicht zu sorgen: Graumann stand neben ihr und heinte mit strahlender Miene jede Anerkennung ein, mochte sie sich beziehen, auf was sie wollte.

Die Fahrt durch das Dorf gestaltete sich etwas geräuschvoll. Die Holzhauer traten an die Fenster und schüttelten die Köpfe; die Herren riefen nach dem Forsthaus zurück, schwenkten ihre weißen Taschentücher, da und dort fuhr ein in ein Lederfuttrel verjagtes Gewehr empor ...

Als Lene mit einem Ruck das Tafeltuch empor schenkte, mußte sie lachen. Auf jedem Platz, um den ganzen Tisch herum, lag ein Silbergulden oder einige ineinandergesetzte Guldenzettel oder eine Banknote; den Platz Körzendörfer's aber markirte ein thalergroßes, kupfernes Bierkreuzerstück.

Der Förster sah es und er knurrte.

„Waren zum letzten Male da! ... Fertig ... auch mit der Gesellschaft! ..."

VIII.

„... Warten S' doch noch a wengerl, Frau Försterin! ... Sie müssen gleich kommen ... Und die haben a Freund', und Sie sehen, wie man in Konradsreuth 'Gemeinderrechnung' legt ..."

Lene setzte sich auf die Ofenbank.

„Ja, diesmal war die Reihe an mir,“ hob Frank wieder an und sog an seiner Miltigauer Holzpfeife ... „s' ist mir gut, daß man nur ein Jahr Richter sein braucht! ... Eigentlich sollt' man's drei Jahr aushalten ... Aber, was die Konradsreuther net wollen, thun sie nicht, und wenn sich

zu werden: „Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König von Preußen usw. Unsern gnädigen Gruß zuber. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Betreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen: wie ihr eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie ihr dieses namentlich in eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, dergleichen in anderen, kleineren Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu euch eines Besseren versehen; da ihr selbst einsehen müßet, wie unverantwortlich ihr dadurch gegen eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen unsere euch sehr wohlbekannte, landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des ehesten von eurer Gewissenhaftigkeit Verantwortung und gewärtigen uns von euch, bei Vermeidung unserer höchsten Ungnade, daß ihr euch künftig nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr eurer Pflicht gemäß euer Ansehen und eure Talente dazu anwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls ihr euch, bei fortgesetzter Reue, unfehlbar unangenehmer Verfüigungen zu gewärtigen habt. Sind euch mit Gnaden gewogen. Berlin, den 1. Oktober 1794. Auf Seiner Majestät allergnädigsten Spezialbefehl. Wöllner.“ Mit Bedauern muß man feststellen, daß Kant die Vermahnung des rechtgläubigen Bigamisten stillschweigend einsteckte und sich seinem Gebot widerstandslos bengt in einem Schreiben, das schloß: „Um auch dem mindesten Verdacht vorzubeugen, so halte ich für das Sicherste, hiermit als Eurer Königlichen Majestät getreuester Unterthan feierlichst zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde.“ Vor sich selber suchte er sich für diese „löbliche Unterwerfung“ zu rechtfertigen durch eine in seinem Nachlaß vorgefundene Aufzeichnung, die sich nicht gerade durch besondere Mannhaftigkeit auszeichnet: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist nieder-



Umsänderungen der Junkern zu leeren Jagu-  
dienste durch Urbaren bestimmt und begrenzt werden  
sollte, der adeligen Willkür einen Riegel vorzuschieben  
gedacht; nun bestimmte Friedrich Wilhelm II., daß  
die begabenen Urbaren nur dort, wo Prozesse  
seien, vorgeführt werden sollten, womit Alles beim  
Alten blieb. Am 1. Januar 1794 trat das  
„Preussische Landrecht“ in Kraft, aber erst nachdem  
das darin enthaltene bische Roderer, von den  
Junkern dem König als revolutionär verdächtig ge-  
macht, ausgemerzt worden war: und dieser Rechts-  
toder verhandelte keineswegs zahlreiche Fälle ministri-  
eller Willkür. Daß die Armee verrotten sei, zeigte  
sich, ohne daß darum der Versuch einer Umgestaltung  
gemacht worden wäre, sobald eine militärische Aktion  
großen Stils durch die auswärtige Politik des Königs  
herbeigeführt wurde. Ein solche Aktion war die Ein-  
mischung in die inneren Verhältnisse Hollands, wo  
ein Streit zwischen dem Statthalter Wilhelm, von  
Oranien und den demokratischen „Patrioten“ aus-  
gebrochen war. Als die Gemahlin des Prinzen,  
eine Schwester Friedrich Wilhelm's, 1787 von Pa-  
trioten beleidigt worden war, nahm der Preussenkönig  
diese Sache zum Vorwand, 20000 Preußen unter  
Herzog von Braunschweig in Holland einzuführen  
zu lassen. Diese Truppen erzielten über die Frei-  
kämpfer einen leichten Sieg, der aber weder Ehre  
noch Nutzen brachte, denn den Vortheil von der  
Niederwerfung der Volkspartei hatte England,  
während Preußen sich für nichts und wieder nichts,  
bis wegen einer Laune des Königs, sechs Millionen  
Thaler Kosten gemacht hatte. Unendlich viel theurer  
kam Preußen zu stehen der Kreuzzug gegen die franzö-  
sische Revolution. In den ersten Jahren der großen  
Umwälzung hatte die preussische Politik aus dem über-  
höchsten Gegensatz gegen Oesterreich herans, der sie  
auch veranlaßt hatte, die Erhebung Belgiens gegen  
die Politik Kaiser Joseph's unter der Hand zu unter-  
stützen, die französischen Ereignisse freudig begrüßt und  
mit Führern der Nationalversammlung Verbindungen  
angeknüpft, weil man in Berlin hoffte, das fran-  
zösisch-oesterreichische Bündnis werde nun aus dem  
Lichte gehen. Als dann aber die gewaltige Be-  
wegung, deren ganz Tragweite und grundsätzliche

tragische Verlauf dieser Kreuzfahrt sah Friedrich  
Wilhelm II. nicht etwa die Sinn- und Ausichts-  
losigkeit des Abenteuers ein, sondern setzte den  
Krieg bis 1795 fort, bis die Geldnoth unerträglich  
wurde, um dann zu Basel unter den schmachlichsten  
Bedingungen einen Separatfrieden mit Frankreich  
zu schließen, dem er das ganze deutsche, linke  
Rheinufer ausdrücklich preisgab. Daß er sich so  
vor der verhassten, königsmörderischen Republik  
demüthigte, hatte zum Theil seine Ursache auch in  
Preußens politischen Schwierigkeiten. Während er  
sich im Westen für das göttliche Recht des Königs-  
thums in's Jeng legte, theilte er im Osten zum  
zweiten und dritten Male (1793 und 1795) mit  
an dem logischerweise dann doch auch aus göttlichem  
Recht vorhandenen Polen. Die weiten, durch diese  
Theilung Preußen zugewachsenen, rein politischen  
Gebiete, zu denen auch Warschau gehörte, erwiesen  
sich als ein wahrer Fluch. Von einer organischen  
Verschmelzung mit dem preussischen Staatswesen  
konnte gar nicht die Rede sein; dafür aber begann  
eine tolle Verschleuderung der mühsamsten Staats-  
und herrenlosen Güter an Günstlinge und eine  
wüste Stellenjagd, wodurch die Korruption der  
regierenden Schichten noch gesteigert wurde. So  
war Preußen, als Friedrich Wilhelm II. den  
16. November 1797 an der Wasserflucht starb, in  
einer ganz verzweifelten Verfassung: der von  
Friedrich II. angehäufte Staatsschatz von 80 Mil-  
lionen Thalern durch Verschwendung, Maitressen-  
und Günstlingswirtschaft und Kriege aufgezehrt,  
an seiner Stelle 18 Millionen Schulden, das Be-  
amtenthum korrupt, das Heerwesen verfaul, das  
Wirtschaftsleben durch Steuerdruck und unsumme  
Maßregeln in der Entwicklung gehemmt, das Volk  
so unfrei und dem Staatsleben so fremd, wie nur  
je, die Herrschaft von Staats wegen großgezogen  
und schließlich der Junker mächtiger denn zuvor.  
Der diese Erbchaft antrat, Friedrich Wilhelm III.,  
war kein Sonnenkint mehr; von Reformen war  
nicht die Rede, bis das alle Preußen unter dem  
doppelten Schlag von Jena und Auerstädt schmachlich  
zusammenbrach.

Seit dreieinhalb Jahren ist am Lind in Scieff  
Hafen ein Werk im Entstehen, das durch  
die Art seiner Ausführung das Interesse  
weiterer Kreise zu beanspruchen ein Recht hat.  
Nicht der Endzweck des zu vollendenden Werkes ist  
es, der eine Erwähnung rechtfertigen würde, ist  
dieser doch höchst unproduktiver Art und dient den  
unkulturellen Zwecken des Marinismus — aber  
die Art der Ausführung ist so neu und großartig,  
daß sie auch das Interesse sozialdemokratischer Leser  
beanspruchen dürfte.

Wovon wir im Nachstehenden sprechen wollen,  
das ist der Bau der beiden in den Jahren 1896/97  
und 1897/98 im Marineetat für Zwecke der Kriegs-  
marine bewilligten großen Trockendocks auf dem  
Gebiete der Reichswerft in Kiel.

Zum Verständniß der binnenländischen Leser sei  
hier eingefügt, daß ein Trockendock dazu dient, die  
Untersuchung der Unterwassertheile eines Schiffes zu  
ermöglichen. Das Schiff wird in ein gemauertes  
Bassin hineingeführt, dann die Verbindung mit dem  
Wasser des Hafens durch dicht schließende Thore  
unterbrochen und nunmehr das in dem Bassin be-  
findliche Wasser herausgepumpt. Mit dem Sinken  
des Wassers im Dock sinkt auch das Schiff, bis es  
auf dem Boden des Docks auf eine, der unteren  
Form des Schiffes entsprechenden, aus Klöben und  
Balken bestehenden Unterlage sich setzt und dann  
ganz frei von allen Seiten für die Befichtigung und  
etwa vorzunehmende Arbeiten daliegt.

Der Bau von Trockendocks ist ja nun gerade  
kein allzu schwieriges Unternehmen, selbst wenn sie  
den größten Schiffskloffen der Handels- oder Kriegs-  
marine dienen sollen, wenn der Bau im Trocknen  
ausgeführt werden kann. Nach Vollendung der Arbeit  
wird dann erst die Verbindung mit dem Wasser her-  
gestellt.

Daß aber immerhin ein solches Bauwerk eine  
Ansammlung von Intelligenz, von technischem und physik-  
schem Können in sich verkörpert, wird Jedem klar,  
wenn er sich gegenwärtigt, daß der Bau im Staube  
sein muß, das bis zu zehntausend und mehr Tonnen  
betragende Gewicht der Schiffe zu tragen.



Damit über ein Jahr lang zwei Bagger thätig gewesen, die Wassertiefe bis zu nahezu 20 Meter zu bringen. Der Erdamm verhinderte, daß die Schlick- und Schlamm Massen des Hafengrundes durch die Wasserströmung auf das Baugebiet geführt wurden. Die durch die Bagger geförderten Erd- und Schlamm Massen wurden durch Brähne weit in die See hinausgeführt und dort versenkt. Während dieser Arbeit ist der Bau einer mächtigen Taucherglocke erfolgt, unter welcher nunmehr seit auch schon über anderthalb Jahren an dem eigentlichen Dock gebaut wird.

Vor einiger Zeit hatten wir Gelegenheit, einmal durch eigenen Augenschein die Arbeit, wenn auch nicht unter, so doch auf der Taucherglocke zu betrachten. Und was wir sahen, ist in der That geeignet, das Interesse und Staunen nicht nur des Fachmannes zu wecken. Da liegen, schon von Weitem auf dem Wasser sichtbar, zwei mächtige eiserne Schiffe. Statt der Masten tragen sie ein Eisengestell, das die



H. Sperling: Der Herr Gevatter.

steht, eine ganz ansehnliche Grundfläche kann durch sie überdeckt werden. Die Wände und der Boden der Glocke sind in gewissem Abstand doppelt angeführt. Der Zwischenraum zwischen den Wänden ist mit Betonmasse ausgefüllt, um die Glocke möglichst zu beschweren und ein Heben derselben durch die unter ihr befindliche komprimierte Luft zu verhindern.

Dem gleichen Zwecke dient auch die Füllung des doppelten Bodens mit Wasser und die weitere Be-

Zweck eine der Lokomobilen, doch steht die andere stets in Reserve. Der durch Kabel nach den Taucherschiffen geleitete Strom, wird hier wieder für die verschiedensten Zwecke in praktische Arbeit und Licht umgesezt.

In dem einen Schiffe sind die Luftpumpen untergebracht. Vier derselben sind vorhanden. Für den gewöhnlichen Betrieb genügt eine, um die erforderliche frische Luft der Glocke zuzuföhren. Sechzig Kubikmeter Luft vermag eine einzige der Pumpen

auf dem Quadratcentimeter, arbeiten die Druckzylinder, und gleichmäßig, alle zusammen, von einem Antrieb aus in Bewegung gesezt, drehen sich nun die Muttern der starken Spindeln, bis der hohe Wasserstand ausgeglichen ist. Der ganze Betrieb ist elektrisch. Am Ufer hat man eine elektrische Zentrale eingerichtet; zwei große je 150 Pferdekraft starke Lokomobilen stehen hier zur Verfügung, mit Hilfe neuerer Dynamoden nötigen elektrischen Strom zu erzeugen. Zwar genügt für diesen



praktisch, so vollkommen, wie der Menschengesicht nur hat erfinden können, ist Alles eingerichtet. Längs des einen Taucherschiffes liegt ein mit einer dickflüssigen Masse gefüllter Frahm; Kalk, gemahlener Kalkstein, Sand und Wasser bilden die Ladung. In diese Masse hinab gehen die Becher eines Elevatorwerkes, die hinauf auf einen der höchsten Punkte des Eisengerüstes die Masse fördern, um sie von dort in eine sogenannte Mischtrammel fallen zu lassen, in der sie mit kleinen Steinen, Schotter, vermengt wird. Neben dem anderen Taucherschiff liegt ein zweiter Frahm, in dem der Schotter herangebracht wird. In eisernen Wagen wird er mittels Krähens hoch genommen und auch über die Mischtrammel gefahren. Nach mehrmaliger Drehung entleert sie ihren Inhalt in unter ihr befindliche, auf Schienen laufende Abwägen, die ihrerseits die nunmehr fertige Betonmasse in einen Schacht schütten, der hinab zur Taucherglocke geht. In der Schacht gefüllt, wird seine obere Öffnung geschlossen, wenn der Taucherglocke aus die untere geöffnet und das Baumaterial gleitet in den Arbeitsraum hinab. Dieser, anderthalb Zoll harter Gussbeton bewirkt stets ein luftdichtes Abschließen der Öffnungen.

Das ganze Baumaterial ist nur Betonmasse, und etwa 150 000 Kubikmeter derselben werden

der Thure zum der Taucherglocke hinab in die Tiefe nach unten antreten, und im anderen Schacht steigt der andere Fahrstuhl empor.

So ist Alles auf das Saureichste und Vollkommenste eingerichtet. Der Menschengesicht hat hier bei diesen Hilfsmitteln zum Docksbau, bei diesen Taucherschiffen und der Glocke das Schwierigste spielend gelöst. Hier haben die Geldmittel keine Rolle gespielt. Ist der ganze Bau doch für die Kriegsmarine bestimmt. Mehr denn eine Million Mark hat die gesammte Baueinrichtung gekostet. Nur die Einrichtung allein; die gesammten Kosten für die Docks werden sich nach dem Anschlag auf 17 Millionen Mark belaufen.

Aber die Einrichtung ist noch nicht vollständig beschafft. Eine zweite Taucherglocke ist bereits fast fertig, da die jetzt benutzte nur für die Tiefen von 22 bis 3 1/2 Meter unter dem Wasserspiegel gebraucht werden kann. Die zweite, bedeutend kleinere Glocke wird dann für die Tiefen bis 3 1/2 Meter in Arbeit treten.

Eines ist uns bei der Betrachtung dieses Werkes aufgefallen. Wo Alles nach dem neuesten Stande der Technik eingerichtet ist, wo in Allem das Vollkommenste zur Anwendung gekommen, trifft dieses nicht zu hinsichtlich der Fürsorge für die Arbeiter. Für die Maschine, für das todt Kapital,

eine achtstündige Dauer. Um wie viel länger müßte sie in dieser dichtgedrängten Atmosphäre sein, bis zu 20 und mehr Meter unter'm Wasserspiegel! Mit drei Schichten wird geschafft; Tag für Tag, Sonntags und Alltags, ununterbrochen geht der Betrieb in der Taucherglocke weiter. Nur an den drei hohen Festen im Jahre hat man je 12 Stunden die Arbeit ruhen lassen.

Es ist eine gefährliche Arbeit, die mühsam unter'm Wasserspiegel vollbracht wird. Noch sehen wir nichts von dieser Arbeit, daß aber am Grunde des Wassers Leben und Bewegung herrscht, bemerken wir an dem Probeln und Sprudeln des Wassers nicht an dem schwankenden Wege, auf dem wir, den Paletot fester um die Schulter ziehend, wieder zurück an's feste Land eilen; die verbrauchte Luft, aus der Glocke ist es, die sich ihren Weg nach oben sucht.

Nicht lange wird's dauern, und aus dem Wasser empor steigen die mächtigen Mauern eines Bauwerkes, das trotz des unkulturellen Zweckes, dem es dienen soll, ein Zeugniß deutscher Ausdauer, deutscher Intelligenz, deutschen Fleißes sein wird, das zeigen wird, daß Deutschland auch auf dem Gebiete des Tiefwasserbaues den höchsten Anforderungen in technischer Beziehung zu genügen vermag. —

## Gerechtigkeit.

Novelle von Johannes Schlaf.

Seit einem Monat war der ehemalige Fuhrherr Gottfried Gabel arbeitslos. Die Schuld lag wohl zum größten Theil an ihm selbst. Denn er wollte auch garnicht mehr arbeiten. Im Anfang hatte er zwar noch hier und da eine Gelegenheitsbeschäftigung angenommen; aber dann hatten ihn seine Gewohnheiten überwältigt und er war in eine vollständige Spinnstube verfallen.

Im März hatte er nämlich seine Frau verloren. Und das war's, was ihm eigentlich den Rest gegeben; das hatte noch zu allem Uebigen gereicht.

Wen man irgend jemand einen Rechnungsbogen nennen konnte, so ihn.

Von seinem Vater hatte er draußen im Norden der Stadt, gegen Pantow hin, ein hübsches schuldenfreies Häuschen und Anwesen geerbt, eine kleine Fuhrwerkstätte, die in bester Ordnung ihren Mann gut und sicher ernährte. Er hatte ein armes, aber fleißiges, wirtschaftliches und verständiges Mädchen geheiratet. Im Anfang war Alles auf das Beste gegangen. Seine Frau hatte ihm nach und nach sechs gesunde, gesunde Kinder geboren; es war eine

Zeit, wo viel gebaut wurde; er stand mit den Bauherren in guter Verbindung und verdiente ein schönes Stück Geld.

Dann aber waren schlechte Zeiten gekommen, die sein Geschäft in Rückstand brachten. Und nicht genug damit: ihm starben im Zeitraum von ein paar Jahren seine Kinder weg, in einem Alter, wo er an ihnen erst so recht seine Freude hatte und sie ihn, an Leib und Seele gut gerathen, mit den besten Hoffnungen erfüllten; seine Frau verfiel in ein schlechendes Siechthum, er hatte Verlust an Vieh und Gerüth,

Auf seinen Ruf guckte aus dem Rest ein abge-  
 wandtes Gesicht des Berliner Zentrums. In der Stille  
 von Pracht und Lebensüberfluß, in dem lebendigen  
 großen Mäuschen und Treiben dieses Verkehrs über-  
 kam ihn etwas wie Scham und Gedrücktheit, eine  
 schene, in sich selbst hineinduckende Verlegenheit und  
 ein instinktiver Respekt; und was in ihm Halbbaier  
 war, da draußen vom nördlichen Reichsbild der Stadt,  
 wo sie sich in's Dorf hinein verliert, gerieth in  
 ein unwillkürliches, halb unbewußtes Schauen und  
 Stummen. Die bunten Herrlichkeiten der Schaufenster,  
 der Duft der Parfüms und der feinen Tabake, der  
 von den Vorübergehenden ausging, die gleißenden  
 Frühjahrstoiletten der Weiber, das Hin und Her  
 der Wagen: dies Alles brachte ihn in einen dumpfen  
 Rausch und Taumel.

Schließlich fühlte er sich verwirrt und betäubt  
 wie ein verlaufenes Thier.

Da er ausgehungert war, befiel ihn ein Schwindel,  
 daß er sich ab und zu gegen eine Hauswand lehnen  
 mußte.

Er bog in die Linden ein, wo er sich freier  
 fühlte, überschritt den Fahrdamm und schleppte sich  
 im Schatten der Promenade dem Brandenburger  
 Thor zu.

Das Geäst der Baumkronen, die im Schmutz  
 ihres ersten grünen Schimmers prangten, erhöhte  
 die frischen Töne des Sonnenunterganges, der sich  
 von den tieferen Gluthen über dem Brandenburger  
 Thor in lustigen Farbenpielen weit über den klaren  
 Himmel dehnte und die Zinnen der Bauten mit einem  
 zarten Rosa überkleidete.

Das schöne große Bild, die lind-liebliche Abend-  
 luft, das Spiel der Kinder um die Bänke herum:  
 das Alles weckte ihn ein wenig aus seiner wirren  
 Dummheit.

Der Verkehr auf dem Reitweg fing an, ihn  
 zu interessieren. Er ließ sich auf einer Bank  
 nieder und betrachtete das Hin und Her der Reiter.  
 Militärs in glänzenden Uniformen, Zivilisten in ele-  
 ganten Reitsätteln, Reitknechte in Livreen, Damen  
 in knappen Reitgewändern kamen vorüber, und als  
 ein Mensch, der sein Vieh mit Pferden zu thun

hatte, sah er zum ersten Male  
 Brautwein getrunken. Nie in seinem Leben hatte  
 er bis dahin Alkohol zu sich genommen; höchstens  
 hatte er in früheren Jahren einmal, wenn er mit  
 Frau und Kindern Sonntags draußen in der Vor-  
 stadt einen Restaurationsgarten besucht, ein Glas  
 Bier getrunken.

Mit aufgestricheltem Kopfe duffelte er, von dem  
 Fiesel ein wenig betäubt, vor sich hin und nahm  
 den Anblick in sich auf, der sich weit vor ihm  
 breitete.

Das eilige, dunkle Getriebel der Menschen und  
 Fuhrwerke über das sandere Grau des Pflasters  
 hin, überstrahlt von dem Schein der vielen Gas-  
 flammen; die mächtige Masse des Chores; die ele-  
 ganten, imponirenden Fassaden der Gebäude, die sich  
 rechts in dem Kstgewirr der Promenadenanlagen bis  
 zur Lemmerstraße verlieren, sich links bis zu dem  
 prächtigen Kolos des Reichstagsgebäudes hin aus-  
 dehnen; die schwarzen Massen der alten, hohen  
 Bäume; die großen Gasandelaber vor ihm auf dem  
 Platz!

Saja! — Er gähnte und fuhr mit seinen  
 breiten, braunen, hornharten Händen langsam über  
 die Schenkel.

In seiner dicken, grauen Arbeitshose saßen noch  
 breite Flecke von rothem Backsteinstaub, der sich von  
 seiner letzten Arbeit draußen auf den Bauplätzen der  
 Vorstadt eingestreut hatte.

Stumpfsinnig starrte er sie an und strich mit  
 seinen knorrigen Fingern in einem gegenstandslosen  
 Nachdenken d'rüber hin.

Und plötzlich sah er die elende Hoppelunte,  
 draußen in der Vorstadt, im fünften Stock, das  
 kalte, von den feuchtesten Frühjahrswindern durchwehte  
 Loch, in dem seine Frau verschieden war, in dem  
 sie Beide die letzten elenden Jahre allein miteinander  
 hinvegetirt hatten — weiß Gott wozu?! — Er sah  
 das erbärmliche Bett und die Arme mit ihrem weißen,  
 unendlich abgezeichneten, verhärten Gesicht und sah  
 sich, wie er in ihren letzten Augenblicken stumm und  
 mit verhaltenen Thränen bei ihr auf dem Bettraud  
 saß, wie ihre erlöschenden Blicke in Liebe und Sorge

Höhe und verschwand in der Finsterniß der An-  
 lagen. — —

— — — Er wußte nicht, wie lange er ge-  
 legen, als er sich wachgerüttelt fühlte.

Blitzende Uniformknöpfe und eine Helmspitze.

Er glogte.

Eine grobe Militärstimme fährt ihn an.

Er weiß nicht, was Los ist?

Aber jetzt wird er von der Bank herunter-  
 gerissen, eine kräftige Faust hält ihn am Arm  
 gepackt.

Nach! Ein Schutzmann?! — Polizei?!

Er soll aufstehen, mitkommen!! — Nach der  
 Polizeiwache!!

Wie denn?! — Polizeiwache?!

Saja! Nu!

Halb gezogen, taumelt er neben dem Schutz-  
 mann her.

Aber da kommt er mit einem Male zum Be-  
 wußtsein.

Die — Polizeiwache?! — Was hat er denn  
 mit der — Polizeiwache zu thun?!

Er will etwas sagen — aber . . . Saja! —

Wie im Traume taumelt er durch die helle Pracht  
 von Lichtern, durch die schöne Frühlingluft einsamer,  
 schlummernder Straßen; und dann wird es dunkel  
 und öde. Sie sind in eine Nebenstraße eingebogen.  
 Sie schreiten ein Stück vorwärts und dann wieder  
 um eine Ecke und noch um eine.

Mechanisch will er nach der Faust tasten, die  
 ihn gepackt hat, die ihn vorwärts reißt und deren  
 Griff ihm Schmerz verursacht; aber er ist wie in  
 einer Starre. Er will etwas sagen: keinen Laut  
 bringt er über die Lippen.

Endlich stehen sie vor einem großen, grauen  
 Haus. Eine Laterne, die ein düsteres, rothes Licht  
 in einen niedrigen Thorgang wirft.

„March! Vorwärts!“

Durch einen langen Hausflur wird er gestoßen,  
 in dem eine gelbe Gasflamme flackert. Ein paar  
 Stufen hinauf. Eine Thür öffnet sich.

In einem kahlen Zimmer sind sie, in dem zwei  
 trübe Gasflammen brennen. Hinter einer hölzernen



...wie der Menschengeist es der Thoren kann der Jungfrau wider dem ... im anderen Schacht steigt eine achtstündige Dauer. Um wie viel länger ...

**Lied des Mannes.\***

Der Morgenröthe wildes Glühen,  
Des Frühlings ungebändigt Blühen,  
Kam Alles nun in Dir zur Ruh —  
Du bist der Sommer meines Lebens,  
Und die Erfüllung meines Strebens,  
Die reife goldene Frucht bist Du.

Die reg' ich froh die starken Hände  
Und schaffe, schaffe ohne Ende  
Und fühle alle Mühe nicht!  
Doch ist die Sehnsucht mir gestorben,  
Doch hab ich neues Glück erworben,  
Das Glück der hohen, frohen Pflicht!

Paul Remer.

**Der Herr Gewatter.** Keiner Langohr hat seine kleine Handjocundin schon einige Tage nicht gesehen. Er hat immer draußen zu ihm geholt, mußte sitzen und tragen: harte, schwere Eisenarbeit.

Endlich ein paar Stunden Ruhe im alten Jagdwald, in dem nur ein Holzgärtner seinen und seiner Freundin Sehntromm ertönt.

Sein Erbes war natürlich ein Gruß über das Gatter händer mit dem großen, grauen, zottigen Kopf und den langen Ohren. Aber der Schreck! Vor dem Gatter auf der Erde liegt die Dackelhündin und neben ihr fünf ganz kleine Hunde, die sich hungrig an die Karren bedrängen.

Die Hündin aber dreht ihren Kopf nach dem kleinen Rothbar, als wollte sie sagen: „Das, Herr Gewatter, da schau! fünf Stück und lauter Prachtstier!“ Und ihre Augen erstrahlen dabei im Sonnenlicht, und aus ihrer spitze Schnauze weicht es, wie ein seltsames Geräusch.

**Die japanische Frauenkleidung** wird vielfach von den westlichen und Frauenkleidern als Vorbild für die europäischen Frauenkleidung angesehen. Von allen weiblichen Kleidungen, die sich gegenwärtig im Gebrauch befinden, ist die japanische vom ärgsten

Standpunkte aus bei Weitem die beste. Trotz des großen europäischen Einflusses, der sich in den letzten Jahren in Japan geltend gemacht, hat bei der Japanerin dennoch der angeborene gesunde Geschmack genügt und der hergebrachte Tracht zum Siege über die ausländische verholfen. Dr. C. H. Straß hat der japanischen Frauenkleidung, deren Bedeutung er besonders hervorhebt, in seinem Buche „Die Frauenkleidung“ (Stuttgart, Ferdinand Enke) ein eigenes Kapitel gewidmet. Die Anforderungen an die „Figur“, die an die Japanerin gestellt werden, sind ganz andere als in Europa. Taille ist verpönt, die weiblichen, breiten Hüften müssen verborgen werden. Der schmale Punkt des Körpers liegt am Knie; die Kunst der Weidung liegt in der Auswahl der Farben und der malerischen Lage der Falten.

Wenn wir die verschiedenen Stadien der Toilette der Japanerin verfolgen, so sehen wir als in- imities Kleidungsstück nicht das Hemd, sondern einen um die Hüften befestigten, den Körper umgebenden Schurz, das Ursprünglich tropischer Kleidung. Dieser Schurz ist meist von rother Farbe, die zu dem weißgelben Teint in vortheilhafter Uebereinstimmung steht.

Darüber kommt der Kimono, das Hauptstück japanischer Frauenkleidung, ein buntes, auf den Schultern ruhendes Tuchstück mit sehr weiten Ärmeln, das vorn übereinander geschlagen wird und den Körper nirgends einengt. Ueber den einen Kimono wird nach Bedarf ein zweiter, ein dritter und vierter gelegt; alle liegen so lose, daß sie leicht abgestreift werden können. Innerhalb des Hauses wird im Sommer nur ein leichter, gerade bis zur Erde reichender Kimono getragen, der mit einem Gürtel um die Hüften zusammengehalten wird.

Ungeliebt wie in Europa, wird zur festlichen Gelegenheit die Zahl und der Umfang der Kleidungsstücke vermehrt. Ein Kimono wird über den anderen gezogen, jeder weitere ist etwas länger als der vorige, darüber hin wird statt des schmälteren Gürtels der breite Obi, ein flaches, schweres Band von buntem, dicker Seide gelegt, das im Rücken zu einer breiten, hochaufragenden Schlaufe geknüpft wird. Der mehrfach umgeschlungenen, oft gefütterten Obi verleiht alle Bekleidungen zwischen Brust und Hüfte, so daß die japanische Frau in voller Toilette ein nach unten hinwärts breiteres Ganzes darstellt.

Unterhalb der Knie breiten sich die bunten,

langen Gewänder sächerförmig über den Boden aus und es erfordert viel Übung, durch die Mägen des Einwärtsbewegens der Knie beim Gehen die Gewänder stets wieder in der vorgezeichneten Sächerform über den Boden sich ausbreiten zu lassen. Aus diesem Grunde ist der Gang der japanischen Frauen nur trüffelnd, mit einwärts gestellten Füßen und knieend.

Die Füße sind bloß oder mit kurzen Besonderen bekleidet, an denen die große Zehe einen besondern Behälter hat. Auf der Straße werden die Getas, hölzerne Brettchen mit zwei hohen Querbrettern getragen, die die Trägerin dermaßen überhöhen, daß die im Hause schleppenden Gewänder nun glatt herab hängen.

Für die kältere Zeit und für den etwa den italienischen Klima entsprechenden Winter wird ein gefütterter Kimono übergezogen und um das Hals eine Art Baschkas befestigt, der auch den Hals beschützt. Im Allgemeinen unterscheidet sich Sommer- und Winterkleidung nur durch die Zahl der übereinander gelegten Kleidungsstücke, bei denen als Laichen die weiten Ärmel der Obi und die Brustfalten des Kimono dienen.

**Eine Steuer auf das Dichten** gab es im 18. Jahrhundert in Nürnberg. In der am 1. Dezember 1767 publizierten, neu revidierten Stempelordnung heißt es unter Nr. 16:

„Sollen alle Hochzeits-, Leichen- und bei anderen Feiertagen gedruckte Karmina (Gebächte), Lieder und Oden, sie mögen hier oder wo anders gedruckt worden sein, nicht allein der ordentlichen Censur Gebühre mit 1 fl. 30 kr. unterworfen sein, sondern auch der Censur-Bogen mit dem 9 Kreuzer Stempel gestempelt werden.“

Die Dichter sind nun deshalb wohl nach Weimar, wo Handels- und Steuerfreiheit für Gedichte herrscht, gezogen, und Nürnberg blieb von Dichtern frei; bloß der Dialektdichter Gröbel „stämpfte“ seine Gedichte.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Auf seinen Ruf guckte aus dem Zelt ein abgezeichnetes Frauengesicht hervor, das schweigend mit hoffnungsvollem Blick eine Frage erwartete.

„Was sollen wir thun?“ fügte Matwej unentschlossen hinzu. „Sollen wir uns bereit machen oder nicht? . . . Wird es uns Leid thun?“

Sie blickten einander in die Augen, schwiegen Beide; Arina begann zu weinen ohne zu antworten, und Matwej schleppte sich schweigend auf's Feld und dachte immerzu an dasselbe.

Lange irrte er umher und wußte nicht, wofür er sich entscheiden sollte. Bald senkte er, bald schrie er wüthend auf und senkte wieder. Am liebsten würde er vielleicht Alles aufgeben und ohne nutzlos zu kehren eiligst nach Hause, in seine Heimat fliehen! Aber eine Rückkehr war nicht mehr möglich: zu Hause war Alles bis auf's Letzte verkauft und der Ertrag war unterwegs verbraucht, verzehrt und vergeudet worden; Gott gebe, daß die letzten Groschen reichten, bis man das „neue Land“ erreicht hatte. Man konnte weder zurückkehren, noch weiterfahren und auch nicht zurückbleiben, wie man sich auch wendete und drehte, nirgends gab es einen Ausweg. „Wenn wir morgen nicht abreisen, so sind wir verloren!“ dachte Matwej, „vernichtet . . .“ Hauptächlich ängstigte ihn der Gedanke, daß Nikolka morgen sterben würde, wenn Alle fort wären. „Dann bliebe aber nichts, als unzukommen!“

Und wieder erstand die Frage: sollte die ganze Familie unkommen oder sollten sich Diejenigen retten, die noch ganz und gesund waren?

Das Feld, auf dem er umherirrte, war ganz mit kleineren und größeren Zelten bedeckt. Ueberall ragten übereinandergekrenzte Pfosten hervor, darauf schimmerten hunte Laken, alle Sachen und Fellen. Neben den Zelten lagen und saßen Menschen auf dem zertrittenen Grase, gruppenweise und einzeln. Hier wurde eine Pfeife geraucht, dort Feuer angemacht. Einer stopfte an seinem Hemd; hier näherte eine junge Mutter ihr Kind an der Brust, dicht daneben spielten bartlose Jünglinge eifrig mit schaumigen Karten; Kinder schrien und weinten;

und umgeben stand, über dem Wald, zwei helle Sternlein nebeneinander erglänzten; beide blinkten heiter, flossen ineinander und spielten wie kleine Kinder.

Weshalb Arina die Sterne anschaute, wußte sie nicht, aber sie sah lange hin, und die Thränen flossen an ihren Wangen, ihr mütterliches Herz litt und schmerzte. Das unfreie, geduldige und schwere Leben empfand Arina nur in Augenblicken des Unglücks; wenn die Noth kam, sah sie ihr direct in die Augen und fühlte, daß es ihr schwer zu Muth und wehmüthig war, alles Uebrige erschien ihr ganz selbstverständlich. Schwangerschaft inmitten der Arbeit und Wirtschaftsjorgen, Wochenbett, Nühren mit der Brust, zuweilen die trunkenen Liebeslungen des angeheiterten Mannes — Alles ertrug sie als etwas Nothwendiges. Es kam vor, daß sie den Matwej aus der Kneipe fortzuschleppen, sein Schimpfen und Schlagen ertragen und ihre Thränen vor den guten Menschen verbergen mußte, am nächsten Morgen die Stube heizen, die Kinder füttern, ihnen Kleidung nähen mußte, ohne sich satt zu essen; und wenn die Fastenzeit kam, empfand sie Reue für ihre Sünden und war in beständiger Angst um ihre Seele und deren ewige Dual in jener Welt. In Arbeit, Entbehrungen und Sorgen um den morgigen Tag floß Arina's Leben dahin, wie ein Fluß in dem vom Schicksal bezeichneten Bett, aber es schien Arina, daß sie glücklich war; nur schwer war ihr Leben.

Fröhlich blinkten vor ihr die beiden Sternlein, bei deren Betrachtung sie an Nikolka dachte. Wie gern hätte sie ihn selber in den kleinen Sarg gelegt, ihn die Augen geschlossen, selber nach dem Kirchhof miter die Weidenbäumchen gebracht, über seinem Grabe geklagt und geweint, um dann weiterzuwandern, wohin Gott bestiehlt . . .

## 2.

Am frühen Morgen, fast mit Sonnenaufgang, wurde es auf dem Felde lebhaft und geräuschvoll, um die Mittagszeit war das ganze Ufer mit Volk wie besät. Es schimmerten in der Menge die

Sonnen zu wirken, regnetig ließ er den ermüdeten Arm sinken und ihn an der Hüfte entlang baumeln, später spornete er die Aufmerksamkeit wieder an, ermüdete von Neuem und ließ wieder den Arm baumeln.

Nachdem die Boronkower die „Oberaufsicht“ passiert hatten, gingen sie ruhig, wenn auch geräuschvoll und laut sprechend, auf das andere Boot hinüber und ließen sich in die „Kajüte“ herab, die von den Ueberstieblern Höhle genannt wurde, weil es im Inneren des Bootes weder Thüren noch Fenster gab.

Die Sonne brannte; über der Volksmenge schien Dunst zu liegen. Der Beamte fächelte sich mit seiner Mütze, der Student hatte seinen Rock aufgestülpt, wischte sich mit einer Hand den Schweiß ab und arbeitete mit der anderen.

„Dorfgemeinde Dwtsharow!“ rief der Matrose wieder mit seiner dünnen, langgezogenen Stimme, als die Boronkower zu Ende waren. „Dorfgemeinde Dwtsharow! Vorwärts!“

Wieder brauste und wogte die Menge, aus der die Dwtsharower Bauern sich drängend und schreiend herauszukürmen und nach der Brücke zu strömen begannen. Ein ängstliches, ungedulbiges Gefühl umfing die Menge, Alle schauten, Alle drängten sich, als fürchteten sie, etwas zu überhören. Viele klagten, daß die Gemeinder aus der Umgegend fortgeschafft würden, während sie, die Weithergekommenen, vom Amurgebiet, warten mußten. Die Einen schrien, daß sie hier ihr Geld verbraucht und verzehrt, Andere klagten darüber, daß Tod und Krankheiten sie der Familie beraubt hätten, die Dritten freuten sich, daß sie bald abreisen . . . Sie schimpften und schrieen, als sie die Thürigen zusammenriefen; es brauste, lärmte und wogte die ganze Menge.

„Zurück! Das Mädchen hat Diphtherie!“ erklärte plötzlich der Student; er zerbrach den Holzspahn, mit dem er soeben dem Kinde die Zunge festgedrückt hatte, und warf ihn fort.

„Guer Wohlgeboren!“ riefte der Bauer, der durch die schreckliche Entdeckung in Verlegenheit gebracht und ganz bestürzt war. „Zeigen Sie gött-



unde, ei  
schlag, ein  
nicht b  
Generatio  
Ich näh  
f in de  
ußes, da  
lag un  
Diner wa  
h brach  
entgegen  
ge Beza  
Betränken  
Speisens  
jahen wi  
(siehe A  
unde und  
) usw.  
Chanson  
en Mund  
ränge sich  
nes mit  
tel: „Die  
nda des  
is' unvers  
ein, das  
stüßig un  
r Mann  
ich besser  
ich nicht  
digte.  
antwor  
m mit.  
r hin  
von der  
id Klüh  
er revo  
n Stro  
id ohne  
Fendeng  
en, be  
nich das



# Feuilleton.

## Liebeslied.\*

Ich nehme dich und küsse dich  
Und lasse dich nicht von mir,  
Ein blinder Bettler wäre ich,  
Wär nicht mein Herz bei dir.  
  
Seele, Sinne, alles Meins,  
Es ist Deine  
Foderfund;  
Laß mich küssen, laß mich küssen  
Deine Hände, deine Stirne,  
Deine Augen und den Mund. —  
Otto Julius Bierbaum.

**Die Seeschlange.** Ein wegen seiner Schreckbedin-  
gungen höchst merkwürdiges Thier. Das da in heißen  
Lagungen durch die Feinungspalten kommt, das in  
ein kasserliches Aufwindgebläse, das Niemand recht  
erklären kann. Ueberhaupt, im Finsternlande emittiert  
die Seeschlange. Wir lernen sie recht in unserer  
Jugend kennen, damals, als noch nicht daran gedacht  
wurde, daß die ganzen Dampfmaschinen-Gesellschaften  
sich die Welt erobern, und die Herzerhölle an Stelle  
der Seemannsbegeisterung setzen würden. Damals war nur  
der ein Seemann, der auf Segelschiffen fuhr; der  
Jugendzeit eines Auswandereremigrants galt nur sehr  
bedeutend dem Seemannsleben einer Schonerfahrt als  
charakteristisch. Wenn dann nach ein- oder zweijähriger  
Reise unter Duld Jüngen aus den spanischen Ge-  
wässern heimkehrten und aus ihrer Lippe und ein  
in der Langeweile der Langeweile handball ge-  
schicktes Schiffsmodell mitbrachten, dann nahmen wir  
in gläubiger Dankbarkeit auch gern das wunderliche  
Thier mit in Kauf, das er mit eigenen Augen so bei  
Juba herum gesehen, und das grandiosität wie unter  
einer Sonne lang war.  
In der jüngeren Emigration hat aber der Künstler

in unserer Wille das bei all seiner Riesenhaftigkeit  
doch nicht gerade bössartige Wesen beobachtet. Er hat  
Recht, unser Maler, das eigentliche Element der See-  
schlange ist das Feuerwasser. So beim sechsten,  
siebenten Glase Grog von Seemannsstärke, da gedeiht  
sie unter der jüngenden Phantasie des Elbbootsen,  
da nimmt sie Dimensionen an, so gefährlich, daß  
selbst der weltkundige Mäler abseits am Rande sich im  
Sindium der Schiffsliste beengt fühlt und das Mi-  
leid des erbarmungslosen Erzählers wenigstens für  
seine Person in Anspruch nimmt. Anders unser Ewer-  
führer vorne. Er steht der Situation mit dem Muthe  
der Kaltblütigkeit gegenüber. Er kennt das Stamm-  
total, er kennt die Qualität des Grog und weiß ganz  
genau, wann man sich bei seinem Gegenüber in's Un-  
bermeidliche fügen und die Seeschlange heranwadeln  
lassen muß. Beim siebenten Glase hebt das Ungethüm  
Wederben. Beim zehnten unser Lootse. Dann aber  
wird die Sache erst eigentlich kritisch. —

**Durch die Brandung.** Alle Achtung vor dem Ruder-  
sport auf Meer und Obersee. Er mag denen gut  
thun, die Tags über auf dem Bureauhsessel keine Ge-  
legenheit haben, die Glieder geziemend zu dehnen.  
Alle Achtung auch vor dem zeitweiligen Loben der  
Elemente auf Binnenengewässern. Wer gebildet ist und  
Erfahrung hat, der weiß, sei es von der Ausführung  
des „Zell“ auf der Bühne, wo der See raht und sein  
Opfer haben will, sei es vom Anblick der Rettungs-  
station auf dem Niggelsee, daß mit der steifen Brise  
auch fernab vom Meeresstrande nicht zu spaßen ist.  
Aber was will das Alles bezagen gegen das Loben der  
Elemente an der Nordsee Küste. Dort muß ein ein-  
ziger „Namen“, eine Ruderflange, ja so die sein,  
daß aus ihrem Holz zur Noth ein ganzes Sportboot  
gezimmert werden könnte. Wer erfahren will, was  
Ruderkraft bedeutet, der sehe sich einmal zu unseren  
offiziellen Meerjungen und sehe, wie sie, die wetter-  
harten Männer, kühnlich vereint, ihre ganze Kraft ein-  
setzen müssen, um das Fahrzeug dochwärts zu bringen.  
Und hier gilt es bei pfeifendem Wind leinen Sport  
so daß man zur Noth ansieht und den Spatz auf eine  
günstigere Zeit verschieben könnte. Gleichgültig, wie  
her Sturm heult, der Lootse muß dochwärts durch die  
Brandung, um dem in Sicht kommenden Dampfer den  
wichtigsten Dienst zu leisten. Gewiß, die Stärke der-

einten Wirkens zu bewundern hat man vielfach Ge-  
legenheit: tief unten im Schoß der Erde, am sausen  
Maschinenrad und in schwindelnder Höhe beim Bau  
des Riesenschornsteins. Aber wohl nirgends zeigt  
sich der hohe Muth, die bezwingende Kraft des Menschen  
so deutlich, so unmittelbar, wie im Tosen der Meeres-  
brandung. —

**Die Fauna von Celebes** kontrastirt durch ihre  
Armut an Arten lebhaft gegen den Reichthum der  
übrigen großen Inseln. Andererseits stimmen die  
vorhandenen nicht mit denen der nächsten Nachbar-  
inseln überein, und endlich bringt Celebes einige  
Thiere hervor, die nur hier vorkommen, eine Ver-  
wandtschaft der Insel mit Afrika und Asien andeutend.  
Es sind dies, schreibt Dr. Alexander S. P. L. in  
seiner Reisebeschreibung „Smaragdinseln der Südsee“  
(Wonn. Emil Strauß), das merkwürdige Hirs-  
schwein, auf malajisch Babirussa genannt, aus-  
gezeichnet durch ein paar gekrümmte, aus dem Riefer  
nach oben ragende Zähne. Ferner ist dort allein  
heimisch eine kleine Rinderart, anoa depressus  
cornis, und endlich ein dem afrikanischen Babian  
ähnlicher schwarzer Affe, cynopithecus niger. Nach  
Ansicht maßgebender Forscher müssen wir annehmen,  
daß Celebes einst ein Theil oder eine Vorinsel eines  
großen, in Berührung mit Afrika und Asien stehenden  
Kontinentes war, von dem vielleicht Madagaskar ein  
anderes Ueberbleibsel ist. —

## Neue Welt-Einbanddecken

für alle Jahrgänge  
liefert mit Inhaltsverzeichnis zum Preise von  
Mk. 1.— (Porto 40 Pf.)  
Buchhandlung Vorwärts,  
Berlin SW., Dönhofstr. 2.

Die Jahrgänge 1893—1901 sind gebd. à Mk. 4 vorräthig.

Nachdruck des Inhalts verboten!

\* Das „Zirgarden der Siebe“, Gedichte, Leseblätter  
und unvollständige Bücher, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885  
bis 1890 von Otto Julius Bierbaum. Berlin und Leipzig,  
Seyler & Scheller (Verlag der „Zeit“).

„Er kam in der That,“ erzählt Nabaud weiter, „aber in welchem Zustand! Alt, in weißen Haaren, halb gelähmt und arm, blutarml! Wir baten ihn um das Chanson, das vor fünfundsiebzig Jahren einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Er sang es mit einem Nest von Kraft und Wärme: Es steckte mir noch eben so viel Leben in ihm, daß er singen konnte. Wir fragten, ob wir etwas für ihn thun könnten. Es ward ihm die Wahl gestellt zwischen einer für ihn zu veranstaltenden Sammlung (das traurige Wort muß heraus!) und der Veröffentlichung seiner Lieder. O, er schwankte keinen Augenblick!

„Man gebe meine Arbeiten heraus, und wenn ich Hungers sterbe!“

Nabaud besorgte die Ausgabe, welche nach dem einleitenden Chanson den Titel trägt: „Quel est le fou?“ d. i.: Wer ist der Narr? — der seinerseits wieder dem Refrain des Chansons entnommen ist, der lautet:

Quel est le fou, le monde ou moi?  
(Wer ist der Narr, die Welt oder ich?)

\* \* \*  
Eugène Pottier ist geboren zu Paris 1816 als Sohn eines

der endgiltigen Niederlage nach Amerika, wo er zu seiner Freude unter Anderen auch seinen alten Freund, unseren Adolf Douai (der, beiläufig bemerkt, auch einer der ältesten Mitarbeiter der „Neuen Welt“ war!) wieder sah.

Im Uebrigen ist sein ganzes Leben allzeit Mühe

vermochte durch elektrische Behandlung nur die Schmerzen zu beheben, nicht aber ihn ganz zu heilen.

Am 6. November 1887 starb Pottier und hinterließ eine trauernde Wittve und zwei Töchter, an denen er allzeit mit der vollen Kraft seiner Liebe gehangen. 1891 wurde mir in Brüssel gesagt, daß



von E. de Palézieux.

Er selbst ein wahrer, leistungsfähiger, leistungsfähiger Mann, der sich durch sein eifriges Studium auch ein umfangreiches Wissen an. Früh schon zählte ihn seine weitverbreitete Bekanntheit zu eigener dichterischer Gestaltung, speziell zur Abfassung jugendlich reifer Chansons.

Da er, als echtes pariser Proletarierkind, 1848 der Freiheit mit der Flinte diente, stellte er selbstverständlich auch eine Leier, wie wir schon hörten, in den Dienst der Revolution.

Nach dem im Jahre 1871 das Kaiserthum Napoleons III. zusammenbrach und die Bourgeoisie das Vaterland im Stiche ließ, schloß sich Pottier folgerichtig der Kommune an, der er seine schönsten und leidenschaftlichsten Lieder gewidmet hat. Bei den Ergänzungswahlen des April fielen von 3600 Stimmen 3352 auf Pottier. Und der Gewählte kümmerte sich ganz besonders den brennenden Fragen des Proletariats, den Dekreten über die Konfiskation, über das Wohnungs- und Vermietungswesen und die Bildung des Comité du Salut public (Ausschuß für öffentliche Wohlfahrt).

Nach dem Einzug der Versailler kämpfte Pottier zum letzten Augenblick und pächte sich nach und Arbeit, Kampf und Noth gewesen, ein echtes Proletarierleben; auch als ihm die Amnestie die Rückkehr in sein Vaterland gestattete, hatte er bis an sein Ende schwer zu kämpfen.

Von einer Reise nach Schottland brachte er eine schwere Krankheit, die Folge einer grimmigen Erkältung, mit heim, die den größten Theil seines Körpers lähmte. Er hatte furchtbar zu leiden, konnte kaum gehen und die Kunst des berühmten Arztes Charcot, in dessen Behandlung ihn seine alten Freunde gaben,

diese Frauen in bescheidenen Verhältnissen dort lebten.

Das Begräbniß des Sängers der Kommune gab den Ordnungsmännern der dritten Republik Anlaß, durch ihre Mittel eine Provokation der Leidtragenden in Szene zu setzen, die indeß ihren Zweck nicht erreichte, jedenfalls aber den ungrimmigen Haß bezeugt, mit welchem die Bourgeoisie selbst den todtten Helden vom Leier und Schwert noch heehrte.

Sie hatten allerdings guten Grund dazu.



Durch die Brandung. 17  
Photographie-Verlag von



Seine Satire ist so scharf und wichtig, daß der bißige Hochepos mit vollem Rechte sagte: „Ah, die Versailler können ruhig sein; — sie haben in Pottier ihren Subenal gefunden!“

Der altrömische Dichter Juvenal, geb. 55 n. Chr., ist wohl der bitterste Satiriker, den die Weltliteratur aufzuweisen hat, der allerdings auch im kaiserlichen Rom jener Tage eine kernsaure Gesellschaft vorfand.

Neuerungslustig, umsturzbereit nennt schon Julius Cäsar die Ureinwohner Galliens. In Paris hat bis in unser Jahrtausend hinein der politische Puls der Menschheit geschlagen. Die glorious revolution, die ruhmvolle Revolution des Inselreiches England, hat nicht so auf die Weltgeschichte, auf die Menschheit gewirkt wie die in Frankreich von 1789.

Das klingt auch im Volkslied Frankreichs wieder. Man höre den Horengefang der empörten normannischen Bauern aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, den man dem anglo-normannischen Dichter, Geistesgenossen und Historiker Robert Wace (spr. wehs, etwa 1110 bis nach 1174) zuschreibt:

Wir sind Menschen — gerade so wie sie,  
Wir haben Glieder — gerade so wie sie,  
Und eben solche Körper haben wir,  
Wir fühlen Schmerzen — ebenso wie sie,  
Es fehlt uns nichts als Herz allein.  
Verwunden wir durch Eide uns!  
Vertheid'gen wir uns und unser Gut  
Und halten fest zusammen wir!  
Und wenn man uns bekriegen will,  
So k'ist! — auf einen Ritter dort —  
Hal' dreißig vierzig Bauern fest!  
Als Kämpfer hier auf uns'rer Seit!

revolutionäre Bergangeheit und Geschichte  
„Acht Meles, auch das Eine, daß man  
gar nicht in's Deutsche  
bedeutige des gezeiten  
die Sprache  
wollt!“

Deranger ist uns von dem Fremden von einem  
im Bande mit dem französischen Emigranten und  
deutschen Klassiker Albrecht v. Chamisso glücklich  
verdeutschlicht worden: wer aber schafft uns den Pottier  
deutsch?

Ich will versuchen, unseren Lesern Pottier's  
poetische Art und Weise durch Beispiele etwas näher  
zu bringen.

In „Streit der Frauen“ läßt der Dichter eine  
neue Jungfrau von Orleans aufstehen und ihren  
Schwestern, den Frauen und Mädchen Frankreichs,  
zurufen: „Weg mit der Liebe, Fesse den Gatten,  
Fesse den Liebhabern bis zur allgemeinen Abrißung.  
Wir sind es müde, Raunenpauker dem Krieg und  
Menschentum dem Kapital zu schaffen! Auf zum  
Streit der Frauen!“

Dreißeig Jahre später, 1880, als sich Frank-  
reichs Proletariat von dem Acker der „blutigen  
Woche“ wieder etwas erholt hatte und bei den  
Wahlen bedeutende Stimmzahlen für die proletari-  
schen Kandidaten in die Urnen geschoben hatte, rief  
Pottier den Frauen zu: „Schafft uns keine Kom-  
mune!“

Wie soll man so etwas in die Sprache der Frauen

Kindertube Reichsdeutschlands überlesen! Unsere  
Jugendlichen haben vielfach versucht, „gallisch“ zu  
dichten, aber welche plumpen Därentänze sind dabei  
oft herausgetommen! Ja, die Kunst der Uebersetzung,  
Uebersetzung und Nachahmung hat ihre Grenzen  
und Schwierigkeiten, meine Herren!

Zu wahrhaft erhabenem, dichterischen Schwung  
erhebt sich das Chanson mit dem Refrain: „Ihr  
Sonne weint, denn ein Planet will sterben!“

Dieser sterbende Planet ist die Erde, auf der  
die Menschheit eintritt, weder Mangel noch Knechtschaft  
kennend, glücklich goldene Zeiten verlebt. Als aber  
Irthum, Habgier und Herrschsucht ihrer Seelen  
sich bemächtigt, ergriff die Mutter Erde unglückliches  
Weh — „glaubt mir, ihr Völker, der Himmel, die  
Himmelskörper sind besetzt!“ — bald wird man  
ihren letzten herzbrechenden Seufzer hören und die  
Ewigkeit wird den riesigen Leichnam der Erde in  
die Abgründe des Nichts schleudern, bis ihre Trümmer  
auf der Milchstraße, dem großen Kirchhof zer-  
störter Welten, Ruhe finden! —

Daß Pottier auf seiner Leiter auch Töne zum  
Preis der Lebens- und Naturfreude hat, beweisen  
einige hübsche Chansons, so das Chanson des Muster-  
zeichners, in dem ansprechend der Gedanke durchgeführt  
ist, wie die Natur mit ihren Gebilden in Wald und  
Feld und Au als Lehrerin des Künstlers diejen mit  
Vorbildern versteht.

Das Hauptthema Pottier's aber ist und bleibt  
der Klassenkampf.

Als die drei Hauptthätigkeiten des Politikers von  
der herrschenden Klasse werden in einem Chanson  
bezeichnet: rediger, diriger, diger, d. i. das Redigiren  
von diplomatischen Notizen und Klagenzeitungen,  
das Dirigiren der Thaler in den eigenen Sack und  
endlich das Digeriren d. h. das Verdauen, das  
Schmarzen auf Kosten der hungernden, arbeitenden  
Klassen. Mit den glühendsten Farben von Dante's  
Höllengemälde schildert Pottier in vielen Liedern das  
juchende Elend der unterdrückten und ausgebeuteten  
Klassen des Kapitals.

Nur ein kleines Bild der Art. Viele leben vom  
Hunger und Tod der Anderen, so z. B. auch der  
Lobengraber, der klagt: „Ja, ja, die Zeiten sind  
schlecht! Es fliekt nicht mit dem Sterben! Da ist  
man, mit sechs lebendigen Kindern halb auf den  
Hund gekommen! Ein recht angejunger Frühling,  
das wäre was für Doktor, Apotheker, Lobengraber  
und Leichenwäcker! Was willst Du? Das ist eben  
unser Brot und Jeder lebt von seinem Geschäft!  
wie blühte das, als uns zweimal die Cholera heim-  
suchte!“

Der Sang der todtbereiten Junghelben von 1848  
hat unser Freund Karl Niederjoh nachgedichtet; wir  
geben hier als Probe den ersten und letzten Vers  
des ergreifenden Chansons:

„Uns winkt der Tod, wir sollen nun d'r an glauben,  
Wir kämpfen nicht umsonst für Recht und Ehr,  
Man will uns nimmer einziges Gut nun rauben,  
Ein Recht zum Leben haben wir nicht mehr.  
Laßt uns freiwillig sterben für die Sippe,  
Die leben kann, wir sind im Wege ihr,  
Sie duldet uns nicht mehr an ihrer Krippe,  
Wir müssen sterben, Brüder. Sterben wir!...“

Stark, stark, auf die Straße mit den Deinen,  
Dann man endlich dich erlösen kann.  
Kommt, Frauen, laßt das Schreien, laßt das Weinen,

Ihr Kinder, die ihr Hunger habt, heran!  
Nun, blut'ge Fenster, macht dem Lanz ein Ende,  
Und uns're ganze Rasse sterbe hier,  
Daß nicht das Nagro Einem von uns schände:  
Wir müssen sterben, Brüder. Sterben wir!“

Seine gewaltigsten, ergreifendsten und schönsten  
Lieder aber hat der Dichter, der sich selbst den  
„résurrectioniste“, den Wiedererwecker der Kommu-  
nen genannt hat, diesem Heldenkampf des Proletariats  
vom Jahre 1871 geweiht.

Den Ueberlebenden der blutigen Woche widmet  
Pottier später, als allgemach die Wunden vernarben  
die man im Mai 1871 dem Proletariat geschlagen  
hatte, das Lied: „Sie ist nicht todt!“

Auch von diesem Sang gebe ich als Probe zwei  
Strophen, die erste und die letzte, in der Ueber-  
setzung meines Freundes Karl Niederjoh:

„Man schoß sie mit Kartätschen todt  
Aus Mitrailleusenklünden  
Und schleift ihr Banner durch den Roth,  
Blut dampft in Thälern und Gründen.  
Da paradierten die Fenster des Volks  
Als siegreiche Palastine...  
Doch nichts hält auf der Dinge Verlauf,  
Denn sie ist nicht todt, die Kommune!“

Ja, wir sind noch kerngesund und robust,  
Wenn auch uns're Wunden gefallen,  
Und lassen erst recht nun aus voller Brust  
Das: „Vive la Commune!“ erschallen.  
Doch die ihr das Volk verrathen habt,  
Daß es eure Schandthaten fühne —  
Ja, seht ihr noch nichts? Tag des Gerichts!  
Sie ist nicht todt, die Kommune!“

Die französischen Sozialisten der Richtung Guesde  
singen als ihr Kampflied statt der bürgerlichen Mar-  
seillaise nur noch die „Internationale“ von Pottier,  
deren ersten Vers ich zum Schluß in zwei Nach-  
bildungen in deutscher Sprache wieder gebe.

Den Vortritt nehme Rudolf Lavant:

Empor, ihr Entertien der Erde,  
Ihr Sklaven des Hungers, empor!  
Und der Ausbruch des Kraters, werde  
Vernehmend, wie niemals zuvor!  
Das Alte ist faul und verrottel,  
Das Neue ist die Welt!

„Wir werden die Welt  
... Es einet die  
Des Kampfes uns'recht  
Zu siegendem Bunde  
Der Menschen Geschlecht...“

Karl Niederjoh giebt denselben Vers folgende  
maßen wieder, wobei er sich genau an die Melodie  
hält, nach welcher das Lied in Frankreich gesungen  
wird.

Erhebt euch all' ihr Millionen,  
Die ihr des Elends Geißel spürt,  
Zusammenbricht das Reich der Drohnen,  
Wenn die Vermunft ihr Geißel führt.  
Macht ein Ende mit dem Alten!  
Kämpft um euer Menschenrecht!  
Die Erde muß sich neu gestalten,  
Wenn ihr euer „Werdel“ sprecht.  
... Kommt zu Haus, Proletare,  
Nur bereinigt siegen wir,  
Die Internationale  
Bringt uns die Freiheit hier...“

Aus den Vergleichen dieser beiden Uebersetzungen  
mag man ersehen, wie schwer es ist, Pottier's ge-  
zu werden und welcher Freiheiten sich der Nachdichter  
bedienen muß, um so dem Kern der Dichtung  
Pottier's nahe zu kommen. —

## Die Noth.

(Aus dem Leben der Uebersetzer.)

Von R. Teleschew. Deutsch von Stefania Goldearing.

1.  
Wie nach dem Austreten der Flüsse im Früh-  
jahr auf den trockenen Riesen neue  
Sand- und Schlammberge zum Vorschein  
so sind auch hier, auf dem weiten russischen Feld  
nach der im Sommer fastgehobenen Bewegung der  
Uebersetzer viele neue Hügel hinter dem Wald  
zum Vorschein; wie nach dem abgelaufenen Wasser,  
das sich über Riesen und Wege ergießt, im Sand  
und Kies kleine Hügel zum Vorschein, die nicht

recht-lich mit dem Wasser abfließen und verdammt  
sind, im Sande, in den heißen Sonnenstrahlen zu  
liegen und zu erstarren, so blieben auch hier nach  
dem Abfließen einige Kinder zurück, die zur ewigen  
Waisenschaft oder zum Tode verdammt waren.  
Ihre Eltern waren entweder unterwegs gestorben,  
oder nachgedrungen in unbekannt Länder gezogen,  
während sie das kranke Kind dem Spiel des Schick-  
sals überlassen hatten.

Als eine solche Waise war Nikolka zurückgeblieben,

ein magerer, fünfjähriger Knabe, von dem sog-  
der Vater mit abwehrender Handbewegung ge-  
hatte: „Ganz egal, er stirbt doch!“

Die Mutter betete und weinte lange, aber zule-  
tzt sagte auch sie: „Der Liebling wird sterben.  
Gott sieht's, daß er sterben wird.“

Aber sie konnten auf seinen Tod nicht warten.  
Das Boot lag bereits im Hafen, die Abfahrt war  
für den nächsten Morgen festgesetzt. Wenn sie wozu  
nicht abfuhr, so konnten sie einen Monat warten

bis die Reihe wieder an sie kam. Matwej hatte schon Alles ausgegeben, während er hier und dort eine oder zwei Wochen wartete; hier hatte er beinahe den halben Sommer verbracht und sich wie ein Hund auf der schmutzigen Erde unter einem zerlumpten Zelt herumgewälzt. War es auch nicht merkwürdig, ob man das Kind einen Tag früher oder später verließ? Nikolka konnte nicht mehr gerettet werden; indessen kostete jeder Tag Geld. Matwej's Beutel konnte das Warten nicht vertragen, er hatte so wie so schon Alles ausgegeben und es blieb ihm nichts als der Wanderstab!

Matwej trat zu seinem Sohn, sah ihn an und streckte die Arme aus.

„Ist's mein eigen Kind oder nicht?“ fragte er sich selber mit Thränen, schlug sich mit der Faust auf die Brust und dachte wieder: „Sind wir Thiere oder nicht?“

Nikolka lag da und konnte weder leben noch sterben; er keuchte.

„Er würde doch sterben, wenn er sterben soll, Gott verzeihe es!“ dachte Matwej. „Es wäre wenigstens eine Lösung!“

Es that ihm um Nikolka leid, und es peinigte ihn der Gedanke, das Kind sterbend zurückzulassen. Wie sollte er es aber anders anfangen? Mitnehmen konnte er ihn nicht, denn die Behörde würde das kranke Kind nicht auf das Schiff lassen; auf seine Besserung war auch keine Hoffnung, er athmete kaum noch; um feinetwillen aber noch einen Monat an demselben Ort zu sitzen, hieß sich ruiniren und schließlich untergehen. Wenn sie morgen nicht abfahren, so wird Nikolka sicherlich morgen sterben und sie nur hilflos anhalten. So betrachteten ihn Alle als einen Verurtheilten. Außer Nikolka zählte Matwej's Familie nicht Haupter, an die gedacht werden mußte. Entweder mußten sie Alle umkommen und auf Nikolka's Tod warten oder bei Zeiten, so lange sie gesund wären, abgehen und Nikolka — Gott sei mit ihm — mußte sein sterben. „Arina! ah, Arina!“ rief Matwej schmerzhaft und näherte sich seinem Zelte.

ein altes Weib stöhnte. Aus dem Inneren der Zelte drang Husten von Kindern oder ein stilles, von der Mutter gesungenes Lied hervor; auch vernahm man ein böses, schlechtes Wort oder das tiefe Stöhnen eines Alten, der ein Gebet her sagte. Wohin man auch ging oder blickte, überall sah man Menschen und wieder Menschen und Zelte, die sich über das ganze Feld bis an den Rand zogen.

„Und hier soll die Reihe abgewartet werden!“ dachte Matwej, als er mit verbissener Wuth diese hungrige, zwanzigtausend Menschen zählende Volksmenge betrachtete. „Wie ist's möglich, hier abzuwarten?“

Wieder wanderte er zu seinem Zelt und rief Arina heraus.

„Nein! Nikolka wird nicht am Leben bleiben!“ sagte er mit dumpfer Stimme, als schämte er sich, seinen Entschluß zu gestehen, und fügte seufzend hinzu: „Es ist Gottes Wille!“

Als er dies gesagt hatte, kniff er die Augen zu und schüttelte den Kopf.

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen,“ beruhigte er seine Frau. „Wir werden leben, ein anderer Nikolka wird zur Welt kommen, mit diesem . . . ist es ganz gleich!“ . . .

Es war eine ruhige Sternennacht.

Das Lager der Ueberlebenden, das sich über das ganze Riesefeld erstreckte, schlief. Auch Matwej schlief mit seiner Familie und sprach aus dem Schlaf oder schnarchte. Nur Arina schlief nicht.

Sie war ein einfaches Dorfweib mit breitem Rücken und eingefallener Brust; sie saß auf der Erde, nach vorn gebückt, die Füße vor sich hingestreckt; ihre zusammengekniffenen Augen waren nach dem bleichen, hellen Horizont gerichtet, während über ihr breites, flaches Gesicht Thränen rollten. Als und zu faßte sie nach dem Nacksaum und wuschte damit schweigend die Nase, die Augen oder die Wangen und blickte wiederum nach jenem fernen Streifen, wo der Himmel mit der Erde zusammentrafen und wo am Horizont . . .

sonnenverbrannten Gesichtern, Schafpelzmützen und Bauernbärte, Eschakomützen und russische Gesichtern lugten hervor, und im bunten Durcheinander sah man Handjaken, Weiberlumpen, Bauernröcke, geflickte Fegen, Bindel und Mäntel. Alles wogte, bewegte sich und summete. Aller Augen waren nach dem Flusse gerichtet, wo der Dampfer mit zwei riesigen Booten lag. Alle blickten auf die hohen Masten, an denen bunte Flaggen wehten und, vom Winde aufgebauscht, heiter in der Luft flatterten.

Auf der schmalen, kleinen Brücke, die das Ufer mit dem Boote verband, hatten sich die Würdenträger versammelt, die sich nun zum Empfang vorbereiteten. Hier war der Beamte, dem das Volk den Spitznamen des „Uebergestelsten“ gegeben hatte, ferner der Student in der verblühenen Uniform und zwei Matrosen in weißen Jacken — der Eine mit einem Hest, der Andere mit einer Rechentafel.

„Beginne!“ sagte der Beamte und umfing die wogende Menge mit einem Blick. Und der Matrose rief mit dünner, langgezogener Stimme: „Worontow-Dorfbewohner! . . . Dorfgemeinde Worontow!“

Die Menge begann zu lärmen und bewegte sich vorwärts. Sich durch das Volk drängend, stürmten die „Worontow“ mit lauter Antwort an das Ufer und schleppten ihre Kinder und Säcke mit.

„Habt Ihr einen Starosten gewählt?“

Diese Frage des „Uebergestelsten“ wurde augenblicklich von hundert Stimmen überhört: „Hier! . . . Das ist er! Bereit!“ Und zur Bestätigung des Geschreis trat ein Bauer aus der Menge zu dem Beamten hervor. „Der Starost, Euer Wohlgeborener.“

Er verneigte sich, und der Empfang begann.

Jede Familie wurde nach der Gesundheit

und auf der Rechentafel gezählt.

Kinder durchgelassen wurden

Jedem mit einem abge-

und sah ihm

es auf



liches Erbarmen . . . Drei Wochen . . . Alles verzehrt . . .

„Zurück!“

„Euer Wohlgeborn! Vernichten Sie nicht . . .“

„Zurück! Zurück!“ schnappten die Matrosen auf.

„Euer Wohlge.“

Die Stimme des Bauern wurde abgebrochen.

Es entstand eine Verwirrung. Die ganze Familie, die schon zum Boote durchgelassen war, wankte zum Ufer zurück. Es erhob sich ein Geschrei und Weinen. Der Vater des kranken Mädchens stand vor ihm mit aufeinandergepreßten Zähnen und erhobener Faust; es schien, daß er es sofort aus Verzweiflung erschlagen würde, doch packte er sich an den Haaren und begann mit dünnem, beinahe weiblichem Saß zu klagen und sein lauges, erneuertes Warten, seine Noth, sein Unglück zu beweinen. In dessen rief der Matrose wieder aus: „Dorfgemeinde Schilfins! Schilfins! Bauern, vorwärts! Heran!“

Wieder summte und wogte es in der Menge, und der Bauer mit seiner Familie, seinem Unglück und dem kranken Kinde, der für eine Minute die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, ward augenblicklich vergessen.

Jeder kümmerte sich nur um sich allein.

Je weiter es ging, desto stärker wurde das Volk von einem ungeduldrigen, besorgten Gefühl erfaßt. Es spielten sich vor ihren Augen schreckliche Szenen ab, als wegen eines Kranken die ganze Familie zurück blieb und ihre Kameraden auf das Schiff gingen; man hörte Stöhnen, Schluchzen, Schimpfworte, aber Niemand achtete darauf, Niemand möchte hinein. Mit Entsetzen erfüllt stand vor dem

ein bleiches Weib mit zitternden Lippen,

Matrose aus ihrem Sack ein darin

nahm, das die Frau heim-

men wollte, und es

Dieser Gedanke, das Kind im Sack hinüberzutragen, ging auch Matwej durch den Kopf, aber die dabei abgefäzte Fran entnuthigte ihn. Es blieb weiter nichts übrig, als von dem noch lebenden Nikolka Abschied zu nehmen. Wie Matwej auch überlegte und seine Gelder auch nachzählte, die Noth trieb ihn nach der Brücke zu; wie sich Arina auch sträubte, das Schiff füllte sich mit dem Volk, die Reihe kam bald an sie, und es halfen keine Klagen, keine Thränen.

„Gottes Wille!“ entschied zum hundertsten Mal Matwej, betrachtete und zählte dabei besorgt, beinahe mit Zorn seine Familienmitglieder. „So kommen doch nicht Alle um! Nikolka aber würde doch nicht leben bleiben. Amen!“

Währenddem wogte die Volksmenge immer mehr und stärker; Trübel, Haß und Verwirrung umfingen die geängstigten Herzen immer fester; sie fürchteten, ob nicht ein Irrthum vorgefallen wäre, ob man nicht verkindete, daß die Boote gefüllt, kein Platz mehr vorhanden wäre, und jeder Ausruf des Matrosen bewegte die Menge und zog sie näher zum Ufer, zu den Schiffen herbei.

„Dorfgemeinde Sosnow!“ ertönte plötzlich die Stimme. „Sosnow, vorwärts!“

Die Erde schien unter Matwej zu erbeben. Scharf blickte er seine Fran, die Familie, das Gepäck an und rief zusammen mit den Andern: „Hier!“ Um ihn brauste bereits die Menge wie ein Sturm; von allen Seiten wurde er gedrängt, gestoßen. Das allgemeine elementare Gefühl der Angst und Hast bemächtigte sich auch seiner plötzlich; es erwachte in ihm das gehegte Lhler, es kam der Augenblick, da es die eigene Haut zu retten galt; nicht kümmerten ihn mehr Weiberthränen und Klagen, die hinter ihm ertönten; die Augen vor sich hin gerichtet, mit düsterem Gesicht, über das ihm kalter Schweiß rann, die Zähne fletschend, drängte sich Matwej durch

die Menge und bahnte für seine Familie den zur Schiffsbrücke.

Gegen Abend, als der Dampf der gellenden ertönen ließ, die starken Taue angezogen wurden die beiden, mit Menschen überfüllten Boote sich und schwerfällig in Bewegung setzten, sah Matwej taumelnd auf dem Boden des Schiffes und sah von dem, was draußen vorüberglitt, weder das noch den Fluß und das am Ufer zurückbleibende Volk. Er fühlte nur, daß das Boot sich in Bewegung setzte und bekrenzte sich. „Gottes Wille!“ Nikolka wird sich nicht mehr erheben. . . . einerlei — er wird doch sterben!“

So dachte er eine Stunde, die zweite, ganzen Tag, eine Woche und einen Monat; so er wahrscheinlich das ganze Leben lang denken

Im Spätherbst leerte sich das Feld. Das verschwand nach allen Richtungen; die Felte w still und leer, es beruhigte sich der Fluß. Zu geblieben waren nur neue Gräber hinter dem Ufer, Kehrlicht und Schmutz auf dem Felde, und in kleinen Häuschen des Wärters einige verwaiste vergessene oder auch von den Eltern dem Spiel Schicksals überlassene Kinder. Sie schänten vor einander, weinten, riefen nach ihrem Vater Mama, und es winkte Niemand, wessen Ki woher sie waren und wo sich ihre Familien befanden. Unter diesen „Gotteskindern“ war auch Nikolka.

„Wer ist Dein Vater?“ fragte man ihn. „Niemand.“

„Wie heißt er?“

„Papa,“ antwortete der Knabe mit Thränen in den Augen.

„Und wie nennt sich Deine Mutter?“

„Mama.“

Eine andere Auskunft konnte man von ihm nicht erhalten. —